

Thomas Wünsch: Der weiße Adler. Die Geschichte Polens vom 10. Jahrhundert bis heute. marix Verlag, Wiesbaden 2019. 311 S., Ill. ISBN 978-3-7374-1116-5. (€ 24,-)

Gesamtdarstellungen der Geschichte eines Landes galten lange Zeit als die Krönungen wissenschaftlichen Schaffens. Bedeutende Historiker – übrigens praktisch nie Historikerinnen – verfassten gegen Ende ihrer wissenschaftlichen Karriere thesengestützte Übersichten, welche die eigene Sicht auf die Dinge für die nächsten Generationen festhalten wollten. Heutzutage ist es angesichts der Vielfalt der Forschungen, der Komplexität vieler Sachverhalte, aber auch der methodischen Herausforderungen kaum noch möglich, 1000 Jahre mit Blick auf den aktuellen Forschungsstand einigermaßen kohärent und kompetent zu behandeln. Als Konsequenz hieraus entstehen Großprojekte wie das Handbuch *Polen in der europäischen Geschichte* mit einigen Dutzend Autorinnen und Autoren, dessen Fertigstellung noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird.¹

Vor diesem Hintergrund ist es durchaus mutig zu nennen, wenn der Passauer Mediävist Thomas Wünsch sich eine solche Übersichtsdarstellung im Alleingang vorgenommen hat. In seinem knappen Vorwort nennt er als Hauptmotiv, dass das Buch „vor allem deutsche Leser dazu befähigen [möchte], mitsprechen zu können“ (S. 11). In der Form einer politischen Geschichte, aber auch im Sinn einer umfassenderen Kulturgeschichte soll die Geschichte Polens als multi-national verflochten präsentiert werden.

W. entschied sich gegen das Setzen von Fußnoten und für die Verwendung eines – sehr selektiven – Literaturverzeichnisses. Mitunter sollen in Klammern im Text verwendete Autorennamen Forschungsnähe suggerieren, ohne dass die genauen Belegstellen für die übernommenen Formulierungen und Gedanken angegeben werden.

Der Aufbau des Buches erscheint einem Neuzeithistoriker ungewöhnlich, lässt sich in einer Langzeitperspektive allerdings durchaus rechtfertigen. Die Zeit vor den Teilungen Polen-Litauens umfasst beinahe 60 Prozent des Textes, das 20. und 21. Jh. dagegen nur etwa 60 Seiten. Die Gliederung orientiert sich sehr klassisch an den Herrscherdynastien, dann an den Teilungsgebieten und den großen Zäsuren des 20. Jh. (1918, 1939, 1945, 1989). Mit manchen Interpretationen muss man nicht einverstanden sein, zumal sie sich mitunter sehr stark an den klassischen Narrativen der älteren polnischen Historiografie orientieren. Dies gilt insbesondere für die Frühe Neuzeit, wo das Modell des schwachen Herrschers, der mächtigen Magnaten und der chaotischen Reichstage jüngst doch mehr und mehr in die Kritik geraten ist. Selbstverständlich war Polen-Litauen „keine auch nur halbwegs homogene Staatsmasse“ (S. 165), dies gilt aber genauso für alle anderen Reiche der Epoche, inklusive des vermeintlich so zentralistischen Frankreichs. Auch W.'s Ablehnung des von Klaus Zernack geprägten Begriffs der „negativen Polenpolitik“ Preußens wird nicht näher begründet (S. 159). Warum man die Geschichte des russischen Teilungsgebiets „sicherlich zunächst als eine Geschichte der zwei großen Aufstände“ (S. 181) verstehen muss, lässt sich zwar anhand des klassischen romantischen Verständnisses der nationalpolnischen Überlieferung nachvollziehen, interessanter wäre es aber nachzuspüren, wo sich strukturelle Überlappungen und Modernisierungsansätze befunden haben und wie der Alltag einer wie auch immer gearteten „polnisch-russischen“ Koexistenz ausgesehen hat. Mit einer solchen differenzierteren Perspektive wäre es auch leichter gefallen, die Entwicklungen im preußischen Teilungsgebiet stärker jenseits eines starren Nationalitätenverständnisses zu deuten, wie es dem Vf. in Bezug auf die Region Oberschlesien ja immer wieder gelingt.

1987 bilanzierte Hans-Werner Rautenberg die damals gerade frisch erschienene *Geschichte Polens* des Saarbrücker Historikers Jörg K. Hoensch folgendermaßen: „Wenn sich bei der Lektüre der vorliegenden imponierenden Synthese eine letzte Befriedigung dennoch nicht einstellen will, so liegt die tiefere Ursache hierfür vor allem wohl darin be-

¹ Bereits erschienen sind: Band 2: Frühe Neuzeit, hrsg. von HANS-JÜRGEN BÖMELBURG, Stuttgart 2017; Band 3: Die polnisch-litauischen Länder unter der Herrschaft der Teilmächte (1772/1795–1914), hrsg. von MICHAEL G. MÜLLER, Stuttgart 2020.

gründet, daß der Vf. seinen Text mit allzu vielen Informationen überfrachtet hat“.² Diese Bewertung lässt sich *cum grano salis* sehr gut auf W.’s Buch übertragen. An der Zuverlässigkeit der wiedergegebenen Fakten, an der Bewertung der historischen Ereignisse und an der Vielfalt der bereitgestellten Informationen zur politischen Geschichte Polens lässt sich wenig kritisieren. Bei der Lektüre könnte der Leser allerdings den Eindruck gewinnen, in den letzten 35 Jahren habe sich die Geschichtsschreibung zu Polen nur wenig verändert, es seien immer noch die großen Männer, die Geschichte machten. Im Grunde fehlt all das, worüber seitdem im internationalen Rahmen intensiv diskutiert worden ist: Elemente der Sozial- und Alltagsgeschichte, methodisch-theoretische Ansätze aus den Kulturwissenschaften jenseits eines Höhenkammbegriffs von Kultur, vergleichende europäische Überlegungen bis hin zu den Feldern von Gender und Postcolonial Studies. Wirtschaftsgeschichte spielt kaum eine Rolle, die „Geschichte zweiten Grades“ im Sinne Pierre Noras nur kurz ganz am Ende. Vielleicht war das ja auch Absicht, und den angestrebten Leser interessieren diese Themen gar nicht. Aber gibt es diesen klassischen Bildungsbürger überhaupt noch? Wird er sich über die Fakten nicht viel eher rasch bei Wikipedia informieren, als sich von Ereignis zu Ereignis durch die Chronologie zu hangeln?

W. hat ein sympathisches und empathisches Buch geschrieben, das an jeder Stelle deutlich macht, welch großes Wissen der Vf. besitzt. Für die Forschung zur Geschichte Polens im 21. Jh. hat es allerdings wenig beizutragen. Vermutlich möchte es das aber auch nicht. Dann wäre es jedoch klüger gewesen, die großen Entwicklungslinien mit einigen spannenden Einzelgeschichten zu verknüpfen, um die Lesbarkeit zu erhöhen.

Gießen

Markus Krzoska

² HANS-WERNER RAUTENBERG, in: Zeitschrift für Historische Forschung 14 (1987), 3, S. 340.

Gabriella Schubert: Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten. Harrassowitz. Wiesbaden 2017. 319 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-447-10818-8. (€ 39,90.)

Die Slawistin Gabriella Schubert erläutert in ihrem Vorwort, dass es ihr mit dem vorliegenden Buch ein Anliegen sei, bei einer deutschsprachigen Leserschaft „verstehensdes Interesse für die Ungarn zu wecken und ein differenziertes Bild über sie zu vermitteln“ (S. 7). Das ist angesichts der intensiven und kritischen Berichterstattung im Zuge des Umgangs der Orbán-Regierung mit der Flüchtlingskrise 2015 ein zu begrüßendes und zugleich herausforderndes Unterfangen. Die Vf. nähert sich diesem Ziel in einem konzeptionellen Einleitungskapitel mit einer Darlegung begrifflicher Grundlagen, für die sie vorwiegend auf kulturwissenschaftliche Ansätze zurückgreift. Sie umreißt Begriffe wie „Kultur“, „Alltagswelt“, „Öffentlichkeit“, aber auch spezifisch identitätsbetreffende Aspekte wie Stereotype, „Nationalkultur und Volkskultur“ oder „Symbole[n] des Kollektiven“. Das vorliegende Werk richtet sich somit zwar einerseits an ein nicht ausschließlich akademisches Publikum, macht es den Leserinnen und Lesern dabei aber andererseits – der Thematik durchaus angemessen – nicht leicht. Vielmehr liefert es zahlreiche Anknüpfungspunkte verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen dafür, wie man sich der Beantwortung der zentralen Frage des Buchtitels nähern könnte. Dem deutschsprachigen Leserkreis wird dabei Vertrautes dargeboten, wie das „kollektive und kulturelle Gedächtnis“ nach Aleida und Jan Assmann oder der Hinweis darauf, dass „nationale Wertorientierungen“ nach Péter Niedermüller „zumeist Konstruktionen und weniger das Ergebnis allmählicher Evolutionsprozesse“ seien, sondern vielmehr „innergesellschaftliche diskursive Aushandlungsprozesse, die durch Politik, Literatur, Kunst, soziale Rituale und auch über Medien gesteuert und ‚verkauft‘ werden“ (S. 11).

Die anschließende inhaltliche Darstellung erfolgt in Form kurzer Kapitel. Sch. stellt verschiedene Herkunftstheorien zu den Ungarn vor, würdigt die Besonderheiten ihrer Sprache und behandelt die ungarische Selbstverortung zwischen Ost und West. Auch

nationale Symbole und Narrative sowie für wichtig erachtete ungarische Persönlichkeiten werden in eigenen Kapiteln vorgestellt. Das titelgebende Spannungsfeld von Eigen- und Fremdwahrnehmung hinsichtlich der Frage, was denn nun ein Ungar sei, wird in einem eigenen Kapitel aufgegriffen, wobei diese komplexe Frage nicht – wie es der Rezensent erwartet hätte – anhand einer systematischen Analyse der reichhaltig vorhandenen Quellen erfolgt. Stattdessen zieht die Vf. thematisch einschlägige Sammelbände von 1939, 1986 und 2005 heran und gibt – zusammengehalten durch eine rudimentäre politisch-gesellschaftliche Rahmung – deren Inhalt wieder. Dass hierbei auch aus zwei Beiträgen rassenkundliche Ansichten übernommen werden, gehört zwar zum Gesamtbild der historischen (nicht nur) ungarischen Selbstverortung, hätte aber auch kürzer ausfallen können. Die Vf. verfolgt in diesem Kapitel das Ziel, die ungarische Selbstverortung mit den Worten führender Intellektueller des Landes für sich sprechen zu lassen. Diese Vorgehensweise kann jedoch ohne eine systematische Einordnung der Vf. zu Irritationen führen: So erfahren die Leserinnen und Leser aus einem von Sch. detailliert behandelten Beitrag aus dem Jahr 2005 von Bertalan Andrásfalvy (Volkskundler und 1990–1993 ungarischer Erziehungsminister) in Bezug auf die „christlich-liberale Haltung König Stephans gegenüber nicht-ungarischen Ethnien“, dass sich hieraus die „liberale Haltung der Ungarn gegenüber allen Neuankömmlingen und deren religiöser Ausrichtung“ entwickelt habe, die „eine historisch entwickelte und tradierte Verhaltensweise des Ungarntums“ (S. 179) sei. Angesichts des u. a. vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gerügten Umgangs mit neu ankommenden Migranten an der ungarischen Grenze wirkt diese Aussage ohne Kontext mindestens unverständlich.

In einem Band von 2017, der „verstehendes Interesse für die Ungarn [...] wecken und ein differenziertes Bild über sie zu vermitteln“ versucht, hätte diese Äußerung nicht einfach für sich stehen bleiben dürfen. Hier wird die Chance vertan, eine Brücke zwischen ungarischer Eigen- und deutscher Fremdwahrnehmung zu bauen, indem solche Aussagen nicht belehrend, sondern differenziert hätten eingeordnet werden können. So verharret die Abhandlung an mancher Stelle zu sehr bei der Beschreibung, und eine darüber hinaus gehende Einordnung erfolgt zu selten.

Die zentrale Frage der nicht nur geografischen Selbstverortung der Ungarn zwischen Ost und West – bzw. als dritte Option in der Mitte Europas – erörtert Sch. beispielsweise klassisch mit Jenő Szűcs, Oskar Halecki und der Mitteleuropa-Debatte um Milan Kundera, um dann mit leider nur sehr kurzen Ausführungen zur Situation nach 1989 zu enden. Das Unterkapitel „§ 14 Ostmitteleuropa heute“ beschränkt sich dabei auf die Aussage des ungarischen Historikers Ferenc Glatz, wonach diese Frage mit dem Ende des Kommunismus und dem vereinten Europa obsolet geworden sei. Tatsächlich deutet die Orbán-Regierung den Mitteleuropa-Begriff neu und interpretiert diese Region als Hort europäischer und vor allem christlicher Werte. Im Schulterschluss mit der polnischen PiS-Regierung erlebt der Mitteleuropa-Begriff somit aktuell ein Revival, wobei er als Abgrenzung zum „liberalen Westen“ wenig mit dem zu tun hat, was Persönlichkeiten wie Kundera oder Havel noch darunter verstanden haben.

Der Band bietet eine klare Kapitelstruktur und eine reichhaltige Bebilderung, bleibt aber hinter dem eigenen Anspruch zurück, die ungarische Perspektive für eine deutschsprachige Leserschaft verständlich zu machen, da die Erläuterungen dafür zu sehr im Deskriptiven bleiben. Dennoch ist das vorliegende Werk denjenigen empfohlen, die einen Überblick über das ungarische Selbstbild erhalten möchten.

Dresden

Sebastian Ramisch-Paul

Norbert Kersken, Przemysław Wiszewski: Neue Nachbarn in der Mitte Europas. Polen und das Reich im Mittelalter. (WBG Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 1.) wbg Academic. Darmstadt 2020. 268 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-534-24762-2. (€ 39,95.)

Die deutsch-polnischen Beziehungen und Verflechtungen fanden, bezogen auf das Mittelalter, in der deutschsprachigen Forschung noch nicht die Aufmerksamkeit, die ihnen aufgrund ihrer Bedeutung zukommt. Gewiss liegen aus den letzten Jahrzehnten Arbeiten unterschiedlichen Umfangs vor, die, teilweise neben anderen Fragestellungen, das deutsch-polnische Verhältnis für bestimmte Zeiträume oder unter bestimmten Blickwinkeln – Ereignisse, Personen, Orte, Diskurse – behandeln. Doch fehlt es an synthetisierenden Überblicksarbeiten, die ebenjene deutsch-polnischen Beziehungen und Verflechtungen in der *longue durée* für den gesamten mittelalterlichen Zeitraum vom 10. bis zum frühen 16. Jh. in den Blick nehmen. Ein solch synthetischer Überblick liegt mit der zu besprechenden Arbeit nun vor, der überdies die aktuelle deutsch- und polnischsprachige Forschung aufgreift.

Natürlich kann ein derartiger Überblick nicht alle Aspekte, welche die deutsch-polnischen Beziehungen und Verflechtungen geprägt haben, in gleicher Intensität in den Blick nehmen. Trotzdem wird das Thema in konziser Form aufbereitet und präsentiert, was auch dem Aufbau des Bandes zu verdanken ist. Der Gesamtkonzeption der WBG-Reihe *Deutsch-Polnische Geschichte* entsprechend wird in einem ersten Teil ein „Überblick“ geboten, während im zweiten Teil „Fragen und Perspektiven“ behandelt werden. Demgegenüber ist das Quellen- und Literaturverzeichnis, anders als in den ähnlich strukturierten Einzelbänden der bewährten Reihe *Enzyklopädie deutscher Geschichte*, relativ knapp gehalten, verzeichnet lediglich ausgewählte deutschsprachige Titel. Auch daran wird deutlich, dass es den Vf. Norbert Kersken und Przemysław Wiszewski, der Konzeption der Gesamtreihe entsprechend, vor allem darum ging, eine auf breitere Leserkreise zielende Darstellung zu verfassen.

Beeindruckend ist der hohe analytische Ansatz ebenjener Darstellung, der in der überaus problemorientierten Einleitung vorgestellt wird. Die durch das Thema naheliegende chronologische Struktur des im ersten Teil präsentierten Überblicks gewinnt durch die Unterscheidung von fünf Räumen, in denen sich Beziehungen und Verflechtungen ganz konkret artikulierten, an Tiefenschärfe. Als entsprechende Räume werden Sachsen im Sinne des alten Herzogtums, der Raum zwischen Elbe und Oder, Schlesien, das Preußenland sowie die Kernräume piastischer bzw. jagiellonischer Herrschaft benannt. Dem eigentlichen chronologischen Überblick werden relativ knappe Überlegungen zu „Räumen, Grenzen, Territorien, Menschen“ im gesamten zu behandelnden Zeitraum vorangestellt. Der chronologische Überblick unterscheidet im Folgenden, wesentliche Entwicklungslinien im interessierenden deutsch-polnischen Verhältnis strukturierend, drei zeitliche Perioden: die Anfänge politischer Kontakte zwischen Konflikt und Kooperation (Mitte 10. bis Mitte 12. Jh.), Regionalisierung und Herrschaftsverdichtung (Mitte 12. bis 14. Jh.), die Jagiellonen und die Großdynastien im Römisch-Deutschen Reich (Mitte 14. bis Anfang 16. Jh.). Je nach zu behandelnder zeitlicher Ebene werden die genannten fünf Räume in unterschiedlicher Gewichtung in den Blick genommen. Beschlossen wird der Überblicksteil durch ein Kapitel, in welchem verschiedene soziale Trägergruppen in ihren wechselseitigen Beziehungen vorgestellt werden (Adel und Dynastien, Städte und Bürgertum sowie Wirtschaftseliten, Bauern und ländliche Siedlung, Kirche und Klerus). Diese Perspektive erlaubt es – jenseits der bisherigen chronologischen oder räumlichen Perspektive – wesentliche Phänomene der Beziehungs- und Verflechtungsgeschichte zu problematisieren: etwa das adlige Konnubium, die Bedeutung der Neu- und Umgründung von Städten zu Magdeburgischem Recht, die deutschrechtliche Siedlungsbewegung oder die Bedeutung der Ordensgemeinschaften.

Im zweiten Teil des zu besprechenden Bandes werden unter „Fragen und Perspektiven“ neun Themenfelder problematisiert, die für die deutsch-polnischen Beziehungen im Mittelalter, aber auch weit darüber hinaus bis in die Gegenwart reichend von besonderer Bedeutung sind. Dabei werden zunächst historiografische und forschungshistorische Streit-

fragen behandelt (etwa die anachronistische Diskussion des „staatsrechtlichen“ Verhältnisses von Polen und dem Reich, die Bewertung des hochmittelalterlichen Landesausbaus in nationaler Verengung als „deutsche Ostsiedlung“). Großen Raum nehmen weiterhin, den Forschungsschwerpunkten der Vf. geschuldet, die Bedeutung Schlesiens als Kontaktraum und der hochmittelalterliche Landesausbau ebenda ein. Das bis in die aktuelle Forschung intensiv diskutierte Thema des Verhältnisses zwischen dem Deutschen Orden einerseits und der polnischen Krone andererseits wird dagegen in einem Überblick relativ knapp problematisiert. Weitere strukturanalytische Fragenstellungen zielen auf die Bedeutung der adligen und der Fürstenhöfe für die wechselseitige Kommunikation sowie auf die jüdische Bevölkerung im Reich sowie im piastischen bzw. jagiellonischen Polen. Dem Gegenstand entsprechend umfangreich ist die Diskussion von Verflechtungs- und Beziehungsprozessen in den Bereichen von Bildung, Wissenschaft und Kultur. Angesprochen werden hier u. a. die Bedeutung der Universitäten sowie der kunsthistorischen Wechselwirkungen, die sich, wie zu Recht hervorgehoben wird, einer jeden bilateral-nationalen Zuschreibung oder Vereinnahmung entziehen.

Die letzten beiden Kapitel aus dem Bereich „Fragen und Perspektiven“ widmen sich den wechselseitigen nationalen Wahrnehmungen und Stereotypenbildungen sowie, darauf aufbauend, den Mittelalterbildern in den deutschen und polnischen Erinnerungskulturen. Dabei wird die Ausbildung der Stereotypen anhand einer breiten Quellenbasis anschaulich herausgearbeitet. In der abschließenden Diskussion der Mittelalterbilder werden dann Grundlinien in der historisch-politischen Diskussion der Geschichtswissenschaft, in der historischen Belletristik sowie in der Veranschaulichung historischer Personen, Ereignisse und Konstellationen im öffentlichen Raum skizziert.

Der gewählte Ansatz, zunächst in einem vielschichtigen historischen Überblick, dann strukturgeschichtlich anhand ausgewählter Themenbereiche knapp sechs Jahrhunderte der mittelalterlichen deutsch-polnischen Beziehungen und Verflechtungen zu präsentieren, ist gut gelungen. Wie bereits einleitend angemerkt, erzwang die Breite der zu behandelnden Themen notwendigerweise Schwerpunktsetzungen. Entsprechend ist im zweiten Teil des Bandes schon aufgrund der Auswahl der zu behandelnden „Probleme und Perspektiven“ ein gewisses Übergewicht der „piastischen“ Jahrhunderte zu konstatieren. Trotzdem steht außer Frage, dass die Synthese von K. und W. die weitere Auseinandersetzung mit den deutsch-polnischen Beziehungen und Verflechtungen bereichern und mitprägen wird – gerade auch über die engeren historischen Fachwissenschaften hinaus.

Jena

Stephan Flemmig

Die Urkunden des Deutschordens-Zentralarchivs in Wien. Regesten. Nach dem Manuskript von Marian Tumler. Hrsg. Udo Arnold. Teilband I: 1122 – Januar 1313 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 60/I = Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 11/I.) N. G. Elwert. Marburg 2006. 418 S., Ill. ISBN 978-3-7708-1294-3. (€ 44,-.)
 Teilband II: Februar 1313 – November 1418 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 60/II = Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 11/II.) N. G. Elwert. Marburg 2007. 498 S. ISBN 978-3-7708-1295-0. (€ 44,-.)
 Teilband III: Dezember 1418 – Dezember 1526 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 60/III = Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 11/III.) N. G. Elwert. Marburg 2007. 490 S. ISBN 978-3-7708-1296-7. (€ 44,-.)
 Teilband IV: Januar 1527 – April 1597 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 60/IV = Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 11/IV.) VDG. Ilmtal-Weinstraße 2019. 474 S. ISBN 978-3-89739-879-9. (€ 44,-.)

Teilband V: April 1597 – Januar 1680 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, Bd. 60/V = Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens, Bd. 11/V.) VDG. Ilmtal-Weinstraße 2019. 474 S. ISBN 978-3-89739-929-7. (€ 44,-.)

Der 1190 vor Akkon gegründete Deutsche Orden hat Spuren in vielen Ländern hinterlassen, in besonderem Maße auch im östlichen Europa. Während der wechselvollen Geschichte des Ordens waren seine Hochmeister immer wieder gezwungen, ihren Hauptsitz zu verlegen. Die zunächst in Akkon und dann in Montfort befindliche Ordenszentrale wurde nach dem Verlust des Heiligen Landes für wenige Jahre in Venedig eingerichtet. Von 1309 bis zu ihrem Verlust residierten die Hochmeister in der Marienburg an der Nogat und anschließend in Königsberg. Nach der Säkularisierung des Ordens und der Einführung der Reformation in Preußen (1525) wurde der Sitz des Deutschmeisters und Hochmeisters Dietrich von Cleen (um 1455–1531) zur neuen Zentrale. Schloss Mergentheim blieb Sitz des Hochmeisters bis zur Aufhebung des Ordens im Zuge der Neuschaffung des Königreichs Württemberg im Jahre 1809 durch Napoleon. Seitdem befindet sich der Hochmeistersitz in Wien, wo im gleichen Jahr ein neues Deutschordens-Zentralarchiv (DOZA) begründet wurde. Es handelt sich beim DOZA also um eine junge Einrichtung, die keineswegs die gesamte Überlieferung der deutlich älteren Institution und ihrer wechselnden Zentralen beinhaltet: Manches ging in der Vergangenheit verloren, wurde vernichtet, blieb am alten Aufbewahrungsort und gelangte somit in anderen Besitz. Viele für das Tagesgeschäft relevante Dokumente mussten am neuen Hochmeistersitz zu Nachweiszwecken neu beschafft werden, was durch Transumierungen oder die Erwirkung von Bestätigungen und Neuausfertigungen erfolgte.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass sich Archivalien, die im Zuge der Tätigkeiten des Ordens entstanden sind, in vielen Staaten Europas finden. In Wien selbst befand sich vor 1809 das Archiv der Ballei Österreich, das mit seinen Beständen im DOZA aufging. Die Bestände des DOZA wurden schließlich durch die Überführung von Archivalien aus der ehemaligen Residenz Mergentheim bedeutend vermehrt, aber auch durch Abgabe von Urkunden, Akten und Archivresten aus anderen, ehemaligen Ordensniederlassungen in Böhmen, Mähren und Südtirol an das DOZA im 19. und frühen 20. Jh. Daneben kam es zum Austausch von Archivalien im Zuge von Aktenbereinigungen mit den Königreichen Württemberg und Preußen, aber auch zu Schenkungen und Ankäufen weiterer, einschlägiger Bestände aus Privatbesitz.

Die Geschichte der Bestände des DOZA, vor allem aber seiner Ordnung und Erschließung, die die Leiter des Archivs und ihre Mitarbeiter angesichts der Heterogenität des Materials und der Provenienzen vor große Herausforderungen stellten, schildert der Hrsg. Udo Arnold – zeitweilig ebenfalls Leiter des DOZA, bis er an eine andere universitäre Wirkungsstätte wechselte – in seiner instruktiven Einleitung (Teilband I, S. IX–XXXIV). Besonderes Augenmerk legt er dabei auf die Geschichte der Erschließung der ca. 12 000 Urkunden, die einen besonderen Schatz des DOZA darstellen und die europäischen Dimensionen der Ordensgeschichte besonders deutlich hervortreten lassen. Schon früh war versucht worden, die Urkunden über die Erstellung von Regesten zu erschließen, doch wurden im Rahmen dieser Bemühungen noch nicht alle Stücke erfasst. Als 1933 der Historiker, Ordenspriester und nachmalige Hochmeister Marian Tumlér (1887–1987) die Leitung des DOZA übernahm, machte er sich an die Neuregistrierung aller Urkunden in chronologischer Ordnung. Diese Arbeit in Form eines Zettelmanuskripts sollte bis 1937 dauern. In 25 Bände handschriftlich übertragen, dienen diese Regesten als Findbuch für die Arbeit mit den Stücken aus der Urkundenabteilung. Arnold gelang es 1984, Tumlér zu der Erlaubnis zu bewegen, diese ursprünglich für den internen Gebrauch im Archiv angefertigten Regesten zu veröffentlichen, um die Bestände des Archivs zum Zwecke ihrer weiteren Erforschung bekannter zu machen. Dies sollte sämtliche Urkunden vom ältesten überlieferten Stück bis zur Auflösung und Enteignung des Ordens im Jahre 1938 betreffen.

In den Jahren 2006 und 2007 sind die ersten drei Teilbände mit den Regesten zu den Urkunden aus dem Mittelalter erschienen, beginnend mit einer auf 1122, Juni 2. Utrecht, datierten Urkunde, die im DOZA als Transumpt vom 1. Februar 1297 vorliegt und damit identisch ist mit der Nr. 1084. Bereits dieser erste Eintrag im ersten Teilband führt eines der komplexen Probleme vor Augen, die bei der Verzeichnung des umfangreichen und heterogenen Bestandes auftauchen: Sie bestanden in der jeweiligen Überlieferungsform der Stücke, in der Verzeichnung der Provenienzen sowie in der definitorischen Frage, was denn eigentlich in einem Archiv wie dem DOZA mit seiner spezifischen Sammlungsgeschichte mit dem Terminus „Altbestand“ bezeichnet werden sollte.

Schon Tumler hatte zu Identifikationszwecken Verweise auf ältere Regestenwerke in seine Regestzettel aufgenommen. Arnold und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben in diesem Bereich weitere Angaben und Hinweise auf andersorts parallel überlieferte Stücke nachgetragen, um Überlieferungsketten sichtbar werden zu lassen. Darüber hinaus haben sie etwaige Druckorte der verzeichneten Stücke zu ermitteln versucht und entsprechende Informationen ergänzt. Angesichts des Umstandes, dass es während des Fortschritts der Arbeiten an den Regesten noch zu weiteren Erkenntnissen zu den verzeichneten Stücken kommen wird, sind Corrigenda bzw. Addenda geplant. Ebenfalls angekündigt sind Indizes zur weiteren Erschließung wie auch ein Initienregister zur Identifizierung von Transumptionsketten. Nach dem Wechsel des Verlags folgten 2019 weitere Bände mit Urkunden aus der Zeit der frühen Neuzeit. Der Teilband V, welcher der Rezensentin für die Besprechung als letzter Band vorgelegen hat, verzeichnet als letztes Stück die Nr. 8757, ein Revers vermutlich aus den Beständen des Archivs der Ordenskommande Frankfurt-Sachsenhausen unter dem Datum 1680, Januar 30. Mittlerweile sind auch weitere Teilbände erschienen.¹

Die Aufbereitung von Archivbeständen für Nutzerinnen und Nutzer sowie insbesondere ihre Registrierung stellen stets eine Herausforderung dar, die im Falle der Urkundenabteilung des DOZA gerade auch durch den Umfang und die Geschichte des Bestandes noch respektgebietender wird. Vor diesem Hintergrund war die Entscheidung, die existierenden Regesten aus der Feder von Tumler zu veröffentlichen und durch weitere Angaben zu ergänzen, ebenso pragmatisch wie sinnvoll, da auf diese Weise der Forschung ein solides Arbeitsmittel außerhalb der Mauern des DOZA zur Verfügung gestellt wird, das den Weg durch den ebenso umfangreichen wie wertvollen Urkundenbestand weist.

In seiner Einleitung stellte der Hrsg. fest, dass es nicht in jedem Falle möglich gewesen sei, Fragen, die bei der notwendigen Überarbeitung der Regesten in Bonn auftauchen, am Original in Wien zu überprüfen. Manche Antwort wird sich mittlerweile ohne große Umstände am jeweiligen Digitalisat finden lassen, hat das DOZA doch damit begonnen, seine Bestände zu digitalisieren. Derzeit sind neben den Ahnentafeln Scans der Urkunden (auch nach 1938) online abrufbar, denen sukzessive die Regesten von Tumler und Arnold zur Seite gestellt werden. Die Einleitung mit der Beschreibung der Geschichte des Bestands hat dort ebenfalls Eingang gefunden². Mit anderen Worten: Ein bewährtes, traditionelles Hilfsmittel zur Erschließung nützt auch noch nach der Überführung in neue, digitale Nutzungsumgebungen.

Kiel – Mainz

Maike Sach

¹ Teilband VI: Januar 1680 – April 1756, Ilmtal-Weinstraße 2020; Teilband VII: April 1756 – Mai 1948, Ilmtal-Weinstraße 2020.

² <https://www.monasterium.net/mom/AT-DOZA/archive> (29.08.2021).

Wojciech Kozłowski: *The Thirteenth-Century Inter-Lordly System*. Lordly Identity and the Origins of the Angevin-Piast Dynastic Alliance. Solivagus Verlag, Kiel 2020. 439 S. ISBN 978-3-943025-61-3. (€ 70,—.)

This monograph addresses the context and origin of the dynastic marriage alliance in 1320 between the Angevin Charles I of Hungary and Elisabeth, the daughter of Władysław Łokietek of Poland. This marriage paved the way for the king of Hungary, Louis the Great, to succeed as the king of Poland when Kazimierz the Great died in 1370, creating a short-lived dual monarchy. Beyond providing a detailed case study, Wojciech Kozłowski's work also has the stated aim of injecting new life into medieval political history through the use of international relations theories taken from political science.

The first chapter is dedicated to theoretical concepts and terminology. K. draws on international relations theories to analyze the relations between lords and determine the values and principles that motivated political behavior. He argues that applying such theories borrowed from political science to medieval sources will provide empirical evidence of medieval lords' political interests. Because personal contacts rather than relations between states formed the backbone of medieval European relations, K. substitutes the term "inter-lordly" for "international." Building on Thomas N. Bisson's arguments, K. discusses how lordly identities determined the value system and interests that are the context for the dynastic marriage between the Angevins and Piasts.

The second chapter depicts the characteristics of the thirteenth-century political system, arguing for the coexistence of "system-level anarchy" (p. 68), that is, the lack of a monopoly of coercive power, with hierarchical ordering. It highlights the impact of a common political culture on behavior. A shared concept of order and instruments to enable such order—notably oaths and bonds of fealty—meant that, even without a center exercising the monopoly of violence, relations between lords did not descend into complete anarchy. The necessity to cooperate in order to survive and be able to pursue their interests compelled lords to resort to such a system.

Lengthy chapters next investigate the family history and political strategies of the two protagonists of the book, Władysław Łokietek and Charles I. Here K. draws on the theory of inter-subjective identities, acquired through interaction with others. He distinguishes between individuality and identity, maintaining that the latter can be captured at the level of behavior without having access to the psychology of historical actors. The fundamental motivation of these rulers was to "remain a lord" (p. 293), to secure their elite standing and pass it down to their heirs. In addition, an analysis of the competition for the Hungarian throne after the end of the local Árpáadian dynasty's direct male line, a struggle from which Charles I emerged victorious, shows the significance of papal backing against rival claimants. A very thorough review of German, Czech, Slovak, Hungarian and Polish scholarship demonstrates the many different motivations historians have attributed to the main protagonists, as well as the constraints of national history writing. K. shows that Charles and Władysław had separate, unrelated political agendas; they were not natural allies, nor did they need to resolve any controversies. It was family politics where their interests coincided: the marriage alliance raised the aging Władysław's hopes that Charles would provide Casimir, his young son and heir, with aid after his death. From Charles' perspective, the marriage to Elisabeth was somewhat accidental, as she (and the Piasts) had not been his first choice, but his quest for an heir and the acceptable nature of a marriage tie to one of the local dynasties, coupled with the traditionally good relations between Hungarian and Polish rulers can explain the final outcome.

As the most thorough examination of the Angevin-Piast marriage alliance available, this book will be indispensable for those interested in the topic. It will also be more generally thought-provoking for historians of medieval politics. The author could have considered the significance of the nobility in more detail: instead of examining rulers within the context of the social elite of their realms, who played important roles in medieval political life, the book tends to focus on the individual rulers. Moreover, parts of the model derived

from political science methodology are unconvincing. While medieval history can benefit from judicious borrowing from the social sciences, including political science, the explanatory value of constructs based on unfounded assumptions is doubtful.

In particular, this monograph assigns too much agency to Christian “culture,” for instance, when it claims that: “To a certain level he [Władysław] identified himself with other lords by participation in the cultural project of Latin Christendom. He, therefore, acknowledged certain values and principles that would govern his inter-lordly behaviors and recognized the hierarchical order imposed by this culture” (p. 294). Medievalists should always be careful with their assumptions about medieval (political) culture. There are many examples—such as the diverse interpretations of calls for crusades, warfare within Europe, or the manipulative uses of claims to defend Christendom—that signal that, in fact, there was no common unifying Christian culture. Political expediency could override alleged Christian commonality, even making use of a supposed unity for particularistic purposes. Therefore, “participation in the cultural project of Latin Christendom” did not mean one particular type of behavior, nor did it entail the same values and principles for each actor. While rulers would hardly have presented themselves as acting against the interests of Christendom, their actual actions ranged widely, including, for example, in striking alliances with Muslims. There is therefore no direct link between any particular type of political behavior and a self-professed belonging to Latin Christendom. While it is possible to infer which values and principles dictated Władysław’s behavior from his actions, these cannot be directly deduced from an assumed common culture.

This volume will doubtless inspire other medievalists to engage with the methods and theories of political science. The most valuable aspect of the book, however, is K.’s meticulous analysis of the birth and context of the Angevin-Piast alliance.

Cambridge

Nora Berend

Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen vom 16. bis 19. Jahrhundert. Medien – Institutionen – Akteure. Band 2: Zwischen Aufklärung und nationalem Erwachen. Hrsg. von Raivis Bičevskis, Jost Eickmeyer, Andris Levans, Anu Schaper, Björn Spiekermann und Inga Walter. (Akademiekonferenzen, Bd. 29.) Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2019. 588 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8253-6881-4. (€ 52,—)

Niemand wird den Nutzen wissenschaftlicher Konferenzen bestreiten wollen, selbst wenn man meinen kann, dass es bisweilen zu viele davon gibt. Auch wird niemand den Sinn einer Publikation von Konferenzbeiträgen in Abrede stellen wollen, selbst wenn es Vorträge geben mag, die nachzulesen kein Gewinn ist. Und doch konnte sich der Rezensent der ketzerischen Frage nicht erwehren, ob die Veröffentlichung des vorliegenden Konferenzbandes in dieser Form als gelungen zu betrachten ist.

Das liegt – das sei vorweg gesagt – sicherlich nicht an der Qualität der einzelnen Beiträge, die sich auf fachlich hohem Niveau bewegen. Aber genau dieses Problem erwähnte der estnische Historiker Mati Laur in seiner Rezension zum ersten Band *Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen*, der 2017 erschienen ist¹ und die Beiträge einer Konferenz von 2014 versammelt, wenn er sich einen „Leser, der sich hinsichtlich seiner Expertise für mehr als nur einen Aufsatz des besprochenen Sammelbandes interessieren könnte“,² vorzustellen versucht. Den findet er dann in einer Person, die sich für „religiöse Feindseligkeiten in Riga in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des 17. Jahrhunderts“ interessiert, weil sich viel Beiträge des Bandes mit dieser Periode befassen. Laur wiederholt hier in höflicher Form seine Kritik vom Anfang der Rezension, wo er die gemeinsame Be-

¹ RAIVIS BIČEVSKIS, JOST EICKMEYER u. a. (Hrsg.): *Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen vom 16. bis 19. Jahrhundert. Medien – Institutionen – Akteure. Bd. 1: Zwischen Reformation und Aufklärung*, Heidelberg 2017.

² *Forschungen zur Baltischen Geschichte* 13 (2018), S. 203–207, hier S. 204.

handlung von Estland, Lettland und Litauen in einem Band als eine „Mission impossible“³ bezeichnet.

Umso erstaunlicher ist es, dass gerade Laurs Rezension in der Einleitung des anzuzeigenden Buches, das die Beiträge der Folgekonferenz von 2015 vereint, lobend erwähnt wird: „Die Hoffnung, dass dieser Vorstoß in der Fachwelt für Diskussionsstoff sorgen würde, beginnt sich bereits zu erfüllen. So hat mit Mati Laur ein bedeutender Kenner der baltisch-deutschen Geschichte die in vorliegenden Bänden versuchte Integration Litauens in die historische Kulturlandschaft ‚Baltikum‘ genau bemerkt und als retrospektives Konstrukt kritisiert“ (S. 6 f.). Mit „diesem Vorstoß“ meint das sechsköpfige Herausgabeteam den Versuch der Konstruktion eines baltischen Kulturraums: „Die Begriffe Kulturregion und Kulturraum helfen dabei, diese Trennung [zwischen den Ostseeprovinzen Russlands und den litauischen Gebieten – C.H.], die in erster Linie anhand von Grenzen und Einflussphären politischer Herrschaften und konfessioneller Zugehörigkeiten begründbar scheint, zu überwinden und den Blick entschieden auf gemeinsame bzw. vergleichbare konkrete historische und kulturelle Abläufe zu richten. Auf der Grundlage zahlreicher Überlegungen und Anregungen, die vor allem aus der jüngeren Forschung hervorgehen, ist es insofern durchaus berechtigt, von *einem* baltischen Kulturraum zu sprechen.“ (S. 6) Hier wird handstreichartig aus einer Postulierung eine Berechtigung gemacht. Solange die angeführten „zahlreichen Überlegungen und Anregungen“ nicht mitgeteilt werden, ist die Argumentation zirkulär. Das wiederholt sich auf S. 9: „Soweit das Konzept des Kulturraums auf engste Weise mit zeitlich und räumlich spezifisch perspektivierten Kulturbeziehungen verbunden ist, bedarf es in erster Linie vieler quellenbasierter Fallbeispiele, durch welche die Beschreibung eines historischen Kulturraums überhaupt erst ermöglicht wird. Sie bereitzustellen [...], bildet das Hauptanliegen der zwei Akademie-Konferenzen über baltisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Frühen Neuzeit.“ Mit anderen Worten: Man lädt sich Fachleute für ein im Vorfeld definiertes Gebiet (hier als „Baltikum“ bezeichnet, S. 1) ein und will durch die von ihnen angeführten Fallbeispiele die Plausibilität eben dieses Gebiets unter Beweis stellen. Wie aber will man die litauische Kulturgeschichte ohne einen Blick auf Ostpreußen und Polen begreifen, wie die estnische ohne den Blick nach Finnland? Das „Baltikum“ bleibt ein von außen übergestülptes Konzept, das in den Ländern selbst nur wenig Verwendung findet, und wenn, dann meist nur aus pragmatischen Gründen. Wenn aber die Hrsg. des vorliegenden Bandes betonen, dass „derartige ‚Kulturbeziehungen‘“ insofern recht ambivalente Erscheinungen [sind], als sich die indigenen ‚Anderen‘ als Objekt gelehrten oder pädagogischen Interesses, eher durch Passivität auszeichnen (S. 10), so verrät genau das den Blick von außen. Die „Objekte gelehrten Interesses“ waren allenfalls zur Passivität verdammt oder in sie hineinprojiziert worden, sie „zeichneten“ sich nicht durch sie „aus“. Auch eine spätere, etwas gezwungen politisch-korrekt klingende Formulierung verrät wenig Vertrautheit mit der Materie und abermals den Blick von außen: „So sehr daher das nationale Erwachen zurecht als Emanzipation von jahrhundertelanger (politischer wie kultureller) Fremdherrschaft angesehen werden darf, so sehr verbietet es sich auf der anderen Seite, dieses geschichtliche Ereignis – in arroganter Fortführung des kolonialen Blicks – als genuine Leistung und Vermächtnis der deutschen Oberschicht hinzustellen“ (S. 12). Keine ernstzunehmende wissenschaftliche Publikation hat solches je getan.

Diese etwas ungeschickte Verrenkung im letztgenannten Zitat ist leider symptomatisch für die gesamte Einleitung, die für Klarheit sorgen will, jedoch eher Ratlosigkeit hinterlässt. Gewiss, Begriffe müssen problematisiert und definiert werden, es ist auch nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht jeder nachwachsenden Generation, alte Begrifflichkeiten kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls durch neue, passendere zu ersetzen – aber was hier geschieht, ist eher das Gegenteil. Am besten lässt sich das an der erwähnten Emanzipation von der Fremdherrschaft zeigen, die hier zudem als zeitliche Grenze für

³ Ebenda, S. 204.

eine „ungewöhnliche Ausdehnung des Frühneuzeitbegriffs“ (S. 1) dienen muss, die an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden soll. Aber wie soll nun diese Emanzipationsbewegung genannt werden, die als „nationales Erwachen“ bereits im Untertitel des Buches auftaucht? In der Einleitung gibt es vier verschiedene Versionen (hier wegen der im Text verwendeten Anführungszeichen kursiv gesetzt): *bis zum ‚nationalen Erwachen‘* (S. 1); *das so genannte nationale Erwachen* (S. 2); *Das „nationale Erwachen“* (S. 2); *das nationale Erwachen* (S. 12, 19). Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Vf. sich bei der Verwendung des traditionellen Begriffs „Nationales Erwachen“ nicht wohlfühlten, sich andererseits aber nicht trauten, einen terminologischen Schnitt zu machen und ausschließlich von – beispielsweise – einer „nationalen Emanzipationsbewegung“ zu sprechen. Das führt dann zu erheblicher terminologischer Unschärfe, weil man nicht mehr weiß, wie die Anführungszeichen, einfache oder doppelte, zu interpretieren sind.

Ähnlich gewunden sind die Bezeichnungen für Menschen, die keine Deutschen sind. Im Angebot sind: *lettische und estnische Urbevölkerung* (S. 2); *Nicht-Deutsche* (S. 3); *indigene nichtdeutsche Bevölkerung* (S. 8); *die indigenen ‚Anderen‘* (S. 10); *nicht-deutsche Bevölkerung* (S. 11); *‚nichtdeutsche‘ Esten* (S. 16); *indigene estnische Bevölkerung* (S. 16). Damit nicht genug, wird offenbar auch das Deutsche selbst als schwammige Kategorie aufgefasst und bisweilen sicherheitshalber in einfache Anführungszeichen gesetzt (S. 8, 12). Was genau diese Anführungszeichen andeuten, ist wiederum unklar.

Es sind diese Unstimmigkeiten in der Einleitung, die Stirnrunzeln hervorrufen und zu der eingangs genannten Frage führen, ob die Veröffentlichung *in dieser Form* (denn hierauf sollte die Betonung liegen) als gelungen zu betrachten ist. Wäre eine andere Form, nämlich die in einschlägigen Fachzeitschriften, nicht besser gewesen?

Die 21 Beiträge, davon drei auf Englisch verfasst, sind in sechs Blöcke aufgeteilt. Die ersten drei Aufsätze befassen sich mit Büchersammlungen in Bibliotheken in Tallinn (Reval) (Mari Tarvas) und Vilnius (Aušra Rinkūnaitė, Arvydas Pacevičius) sowie einem interessanten Rekonstruktionsversuch des untergegangenen Kurländischen Provinzialmuseums in Mitau (Kay-Hermann Hörster) und treten unter dem Obertitel „Bibliothek, Archiv, Museum“ auf. Es folgt ein Block „Frömmigkeit und geistliche Traditionen“ mit einem Artikel über ein pietistisches Netzwerk in Riga und Livland (Beata Paškeviča), einer Darstellung zu Kristijonas Donelaitis (Žavinta Sidabraitė) und einer ausführlichen Abhandlung zu Gotthard Friedrich Stender (Björn Spiekermann). Vier Artikel befassen sich mit „Eliten, Gelehrsamkeit, Geselligkeit“: Es geht hier um kurländische Streitschriften (Oliver Hegedüs), Johann Gottfried Herders *Publikumsschrift* von 1765 (Kaspar Renner), Johann Georg Hamann (Raivis Bičevskis) und die Tallinner Geselligkeitsvereine um 1800 (Matthias Müller). Danach werden „Sprache und Öffentlichkeit“ in vier Beiträgen behandelt, die sich durchweg im lettischen Raum bewegen: Zur Übersetzungsgeschichte in Livland und Lettland (Julija Boguna), zu einer lettischen Quartalsschrift (Pauls Daija), zur ersten lettischen Zeitung (Aiga Šemeta) und zu Ulrich Freiherr von Schlippenbachs Werk *Malerische Wanderungen durch Kurland* (Karin Vorderstemann). Schließlich folgen vier Aufsätze zum Thema „Musikleben, Repertoires, musikkulturelle Beziehungen“, die mehrheitlich im estnischen Raum angesiedelt sind. Es geht um Nachlassverzeichnisse Tallinner Musiker (Heidi Heinmaa), um das Musikleben in Tartu (Dorpat) anhand eines Briefwechsels aus dem 19. Jh. (Toomas Siitan), um das Deutsche Theater in Tallinn (Kristol Pappel) und um die Musik am Rigaer Stadttheater im 19. Jh. (Antje Tumat).

Etwas unglücklich erscheint der letzte Block, der vermutlich wegen seiner Überschreitung der im Titel formulierten Grenze des 19. Jh. den Titel „Ausblicke“ verpasst bekommen hat. Er enthält zunächst einen Beitrag über einige deutschbaltische Autoren aus dem 20. Jh., dessen Autor Wilhelm Kühnmann im Übrigen auf die „divergente [...] Geschichte dieser Länder [gemeint sind Estland und Lettland] im Vergleich mit Litauen und dem Memelland“ (S. 502) hinweist. Sodann folgt Reet Benders profunder Überblick zum baltischen Deutsch, der für die hier problematisierte Thematik (wenn er auch in der

Beitragsübersicht in der Einleitung leider unerwähnt bleibt) sehr illustrativ ist: Zum einen ist er ein wunderschönes Beispiel dafür, dass hier ein Gegenstand betrachtet wird, der nun wirklich grenzüberschreitend bzw. länderübergreifend betrachtet werden muss, da sich das Phänomen gleichermaßen auf die heutigen Staatsgebiete von Estland und Lettland erstreckt, was auch niemand in der Fachwelt jemals anzweifeln würde. Gleichzeitig jedoch hat dieses Phänomen nichts mit Litauen zu tun (auch nicht, wenn man das Deutsch der Memelländer irgendwie mit heranzöge, was Bender indes selbstverständlich nicht tut). Als dritter Beitrag in diesem Block wird die Podiumsdiskussion abgedruckt, was dokumentarischen Charakter haben mag, jedoch keinen klar ersichtlichen Mehrwert. Der Wert des Buches liegt in seinen materialreichen Einzelbeiträgen, die unabhängig voneinander in den jeweiligen Fachdiskursen rezipiert werden dürften. Der besondere „baltische Kulturraum“ bleibt jedoch ein Phantom.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Hatzfeld. Ordnungen im Wandel. Hrsg. von Reinhard Jöhler. Cosmopolitan Art – Schiller Verlag. Timișoara – Bonn 2020. 413 S., zahlr. Ill. ISBN 978-606-988052-4; 978-3-946954-88-0. (€ 33,95.)

Ganz in der Nähe meiner Budapester Wohnung befindet sich die Zsombolyai utca (Hatzfelder Gasse). Hinzu kommt ein das Interesse weckender Zufall: Meine Vorfahren mütterlicherseits – Banater Schwaben – lassen sich in Tschakowa (ung. Csák, rum. Ciacova) bis zum späten 18. Jh. urkundlich verfolgen, in der Nachbarschaft von Hatzfeld, Gegenstand des hier anzuzeigenden Bandes.

Außere Anlässe für die (leicht verspätet erschienene) Publikation waren das dreißigjährige Jubiläum des Tübinger Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) 2017 und vor allem das 250-jährige Jubiläum der Gründung von Hatzfeld im Jahr 2016. Wie aus der Einführung von IdGL-Direktor Reinhard Jöhler hervorgeht, gibt es heute Hatzfeld im Grunde zweimal: „Hatzfeld existiert derart im heutigen Jimbolia [...] und in der 1981 in Deutschland gegründeten, um den wechselseitigen Austausch [...] sehr bemühten Heimatortsgemeinschaft weiter. [...] Hatzfeld steht [...] stellvertretend für die ganze, in sich sehr heterogene und inzwischen ausgesprochen multilokale ‚donauschwäbische Welt‘“ (S. 8). Dementsprechend – und wohl auch, um für eine möglichst breite Rezeption zu sorgen – ist den einzelnen Beiträgen jeweils eine kurze Zusammenfassung in englischer, rumänischer, serbokroatischer und ungarischer Sprache angefügt.

Der Band bewältigt erfolgreich den Spagat, eine einerseits höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, andererseits gut lesbare Aufsatzsammlung zu bieten, sodass auch ein nur eher allgemein an diesem Teil des südöstlichen Mitteleuropa interessierter Leser auf seine Kosten kommt. Das Buch liefert zudem die perfekte Ergänzung zu der Publikation *Das Landgut von Hatzfeld* von 2016.¹ Während dort die – nach heutigen Begriffen – Standort- und Regionalentwicklungspolitik der Familie Csekonic, seit 1790 Pächter bzw. seit 1800 Eigentümer der ausgedehnten Grundherrschaft Hatzfeld, im Mittelpunkt steht, spielt hier die Großgemeinde bzw. Kleinstadt selbst die Hauptrolle.

Hatzfeld verdankt seine Gründung der zweiten, 1763 durch Maria Theresia begonnenen Welle der „Impopulation“ des 1718 von der osmanischen Herrschaft befreiten und seither unmittelbar von der ungarischen Hofkammer verwalteten Banats. Das schiere Überleben der deutschen Siedler im ersten Winter nach ihrer Ankunft grenzt an ein Wunder – Assoziationen mit der Ankunft der *pilgrim fathers* in Nordamerika drängen sich durchaus auf. „Mit Hatzfeld war eine Mustergemeinde geplant“, wie Mária Fata in ihrem Beitrag

¹ MÁRIA SZILÁGYI, ANICA DRAGANIC: Domeniul de la Jimbolia. Moșia din Banat a familiei Csekonic / Das Landgut von Hatzfeld. Banater Großgrundbesitz der Familie Csekonic / A Zsombolyai uradalom. A Csekonicok bányási nagybirtoka, Székesfehérvár 2016.

schreibt (S. 69). Für die zunächst rund 400 Familien wurde eine streng geometrisch angelegte Doppelsiedlung errichtet, bestehend aus den ursprünglich getrennten Dörfern Landestreu und Hatzfeld, die – räumlich betrachtet – entlang einer Symmetrieachse gespiegelt waren und kurz nach der Gründung auch administrativ zusammengelegt wurden. Der als Stadtplaner tätige Rezensent kann nicht verhehlen, dass er sich eine etwas ausführlichere Darstellung der räumlichen Struktur gewünscht hätte. Die soziale Struktur konnte sich, wie aus dem Beitrag hervorgeht, mithilfe der übergeordneten staatlichen und kirchlichen Autoritäten, die Übergriffen der beiden offensichtlich überforderten örtlichen Führungsfiguren – des katholischen Pfarrers und des Oberamtmanns – wirksam begegnen konnten, erstaunlich schnell stabilisieren.

Karl-Peter Krauss liefert nicht nur eine präzise demografische Analyse von Hatzfeld im 18. und 19. Jh., sondern belegt diese auch verblüffend detailliert anhand der Schicksale einzelner Familien. Infolge der hohen Erwachsenensterblichkeit in der ersten Zeit nach der Ansiedlung kamen durch Wiederverheiratung von verwitweten Personen regelrechte Patchwork-Familien zustande – eine innovative Erkenntnis des Beitrags. Josef Wolff beschäftigt sich mit dem Umstand, dass die ursprünglich nahezu homogen deutsche Bevölkerung von Hatzfeld heute fast ebenso homogen eine rumänische Identität hat, sodass nach einer Phase der ethnischen Diversität eine „Umkehrung der Homogenität“ (so auch der Titel des Beitrags) eingetreten ist. Im 19. Jh. entfaltete sich in Hatzfeld eine beträchtliche Bevölkerungsdynamik, deren Überschuss zu einer im späten 19. Jh. einsetzenden Auswanderung nach Amerika führte. Bei der Gründung zählte Hatzfeld 1543 Einwohner und erreichte 1981 einen Höchststand von über 15 000 Personen, bedingt auch durch die im sozialistischen System forcierte Industrialisierung. 1930 – als Hatzfeld bereits zu Rumänien gehörte – wurden bei der Volkszählung 10 873 Personen erfasst, von denen immer noch 70,85 Prozent die deutsche Bevölkerungsmehrheit bildeten. 1966 hielten sich die deutsche und die rumänische Bevölkerungsgruppe mit je etwa einem Drittel die Waage. 2011 ist die Bevölkerung auf 10 808 Personen zurückgegangen, von denen nur noch 310 Personen (2,9 Prozent) als Deutsche gezählt wurden. Ein bestimmter historischer Zusammenhang hätte im Beitrag von Mathias Beer („Grenzerfahrungen. Kriegsenden in einer südosteuropäischen Kleinstadt“) durchaus eine ausführlichere Würdigung anstelle eines als Fußnote auf S. 362 versteckten Hinweises verdient: „Anders als in den anderen Staaten Ostmitteleuropas gab es am Ende des Zweiten Weltkriegs keine Vertreibung und Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus Rumänien“, wobei die Deportationen in die Sowjetunion und in die berüchtigte Baragan-Steppe dennoch erhebliche Verluste verursacht haben. Der Rückgang des deutschen Bevölkerungsanteils von Hatzfeld ist laut Wolff „ab 1980 auf die deutsche Aussiedlung und nach der Jahrtausendwende auf die zunehmende Arbeitsmigration nach Westeuropa zurückzuführen“ (S. 141). Wieso Beer durchgehend mit dem Terminus „grenzwertige Erfahrungen“ (S. 340 ff.) operiert, will sich dem Rezensenten nicht so recht erschließen, das mag aber auch daran liegen, dass dieser das Wort „grenzwertig“ eher im Kontext einer ironischen alltagssprachlichen Verwendung kennt. Die mehrfachen Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit (bis 1918/20 zu Ungarn, bis 1923/24 zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen und danach zu Rumänien) haben den Bürgern von Hatzfeld nicht nur große materielle Opfer, sondern auch beträchtliche mentale Anpassungen abverlangt, die Beer glänzend in einer Anekdote auf S. 333 wiedergibt.

Aus dem Beitrag von Olivia Spiridon, der ein breites Panorama der spätestens ab Mitte des 19. Jh. erstaunlich vielfältigen Zivilgesellschaft mit ihren Vereinen, Casinos und sonstigen Aktivitäten entfaltet – auch dies eine für den Rezensenten neue Erkenntnis –, sei hier nur die *Hatzfelder Zeitung* (1888–1941) hervorgehoben, in deren Geschichte sich auch der Richtungskampf zwischen traditionell-katholisch und völkisch, später nationalsozialistisch orientierten Redakteuren widerspiegelt. Möge gerade dieser geistig wie in seinen handfesten Auswirkungen tragische Aspekt der Geschichte von Hatzfeld als Lehre für ein

gedeihliches Zusammenleben dienen – die Lektüre des Bandes insgesamt sei herzlich empfohlen.

Berlin

János Brenner

Friedrichstein. Das Schloß der Grafen von Dönhoff in Ostpreußen. Hrsg. von Kilian Heck und Christian Thielemann. Deutscher Kunstverlag. 2., überarb. Aufl. Berlin – München 2019. 380 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-422-07361-6. (€ 48,-)

Das 20 Kilometer östlich von Königsberg (Kaliningrad) gelegene, heutzutage nicht mehr existierende Schloss Friedrichstein (Kamenka) war von 1666 bis 1945 im Besitz der Grafen von Dönhoff. Es gehörte neben Schlodien (Gładysze), Schlobitten (Słobity) und Dönhoffstadt (Drogosze) zu den prächtigsten Residenzen Ostpreußens, die oft auch als Königsschlösser bezeichnet werden und im Zusammenhang mit der wachsenden Bedeutung der Region und ihrer Adelselite infolge der Krönung Friedrichs I. im Jahre 1701 standen. Das monumentale, 1709–1714 nach Plänen Jean de Bodts erbaute Barockschloss enthielt bis zu seiner vollständigen Zerstörung im Januar 1945 eine kostbare Ausstattung sowie bedeutende, von August Graf Dönhoff (1845–1920) zielgerichtet erweiterte Kunstsammlungen. In Friedrichstein geboren und, bis zu ihrer spektakulären Flucht zu Pferde aus Ostpreußen 1945, mit dem Schloss verbunden war die bekannte Journalistin und Publizistin Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002).

Die Veröffentlichung des überarbeiteten und erweiterten Buches über Friedrichstein 13 Jahre nach der Erstausgabe gehorcht nicht nur der Nachfrage auf dem Buchmarkt. Sie ist eine Antwort auf neue Forschungsergebnisse, die Entdeckung unbekannter und vor Jahren noch unerschlossener Quellen. Zugleich ist sie aber auch ein Zeugnis dafür, wie sehr sich innerhalb des relativ kurzen Zeitraums zwischen den beiden Ausgaben die Reflexionen über das Phänomen großer Adelsitze im kulturellen Grenzgebiet (in diesem Falle zwischen Deutschland, Polen und Russland), in dem sich die Makrogeschichte der letzten vier Jahrhunderte widerspiegelt, erweitert haben. Zum Teil ist sie auch das Ergebnis des technischen Wandels und der Möglichkeiten digitaler Kunstgeschichte.

Das Buch folgt dem Schema der ersten Ausgabe, das auch einen seiner grundlegenden Vorzüge darstellt. Denn es führt den Leser von den makrohistorischen Zusammenhängen hin zur Mikrogeschichte. Zu den erstgenannten rechne ich die Kapitel über die Geschichte des Geschlechts von Dönhoff, seine Anwesenheit in Friedrichstein sowie die architektonische Entwicklung der Schloss- und Parkanlage; zur zweiten zählen die Abschnitte über die Sammlungen August Graf Dönhoffs sowie einzelne Einrichtungs- und Kunstgegenstände der Residenz. Der Leser erhält ein umfassendes Wissen über die Familie und den Ort unter dem Blickwinkel des historischen Wandels im Laufe der Jahrhunderte, zugleich aber dank der Betrachtung von Kunstwerken, Tapisserien, Möbeln oder Tischgeschirr – mithin von „Dingen“ aus Friedrichstein – auch ein Bild von dessen gegenständlicher Materialität. Die Geschichte der Familie und ihres Aufstiegs, die Historie des Adelsitzes und die Kunstsammlungen werden nicht nur so vollständig wie möglich monografisch abgehandelt, sondern auch innerhalb der großen historischen Zusammenhänge (politisch, wirtschaftlich und sozial), der personellen und institutionellen Verflechtungen sowie der sittlichen und kulturellen Muster verortet. Die Texte über Ausstattung, Innenräume und Leben des Schlosses sind zum Glück nicht nur gewissenhafte Versuche, das Inventar zu rekonstruieren, sondern verfolgen auch den Anspruch, die Interaktion zwischen den Gegenständen, ihren Nutzern und der Schlossarchitektur zu einer bestimmten Zeit wiederzugeben. Einen hervorragenden Vorläufer hat die auf diese Weise zusammengestellte komplexe und vielschichtige Untersuchung, die maßgeblich durch die Erinnerungen ehemaliger Bewohner und Zeitzeugen

abgerundet wird, in der berühmten Monografie *Das Dohnasche Schloß Schlobitten in Ostpreußen*.¹

Gegenüber der Auflage von 2006 ist das Werk aber auch vorteilhaft verändert worden. Das Kapitel über Friedrichstein nach 1945 stammt von einer neuen Mitautorin (Tatjana Gräfin Dönhoff); zwar liegen ihm frühere Forschungsergebnisse zugrunde, doch ist es mithilfe eines von zwei zuvor unbekannten Manuskripten Dietrich Graf von Dönhoffs (1902–1991) aktualisiert worden. Sein Fluchtbericht liefert grundlegende Erkenntnisse über die unbekannten Hintergründe der geheimen Evakuierung von Kunstwerken aus dem Schloss nach Westen in den 1940er Jahren. Darüber hinaus sind der Text „Erinnerungen aus Friedrichstein“ desselben Autors mitsamt einer „Beschreibung des Alltags“ sowie einer „Raumbeschreibung“ von eminenter Bedeutung für die vollständige Rekonstruktion der räumlichen Aufteilung des Schlosses, die sich bislang auf die Parkseite der Erdgeschossräume beschränkte, und wurden daher zu Recht von den Autoren mehrerer Kapitel des Buches herangezogen. Ebenfalls infolge neuer wissenschaftlicher Entdeckungen wurde der Neuausgabe ein Text über das als verschollen geltende Manuskript von Immanuel Kants *Physischer Geographie* hinzugefügt. Diese Vorlesung war Marion Gräfin Dönhoff bekannt, und ihre Erwähnung verweist darauf, wie intensiv die Beziehungen und Verbindungen zu Kant im Gedächtnis der Familie Dönhoff bewahrt wurden.

Einen besonderen Platz in der Neuausgabe nimmt, schon allein wegen der Darstellung einer neuen Forschungsmethode, das Kapitel „Schloss Friedrichstein und das Projekt ‚Virtuelle Rekonstruktion in transnationalen Forschungsumgebungen. Das Portal: Schlösser und Parkanlagen im ehemaligen Ostpreußen‘“ ein. Es handelt sich dabei um den Ertrag eines internationalen und interdisziplinären, vom Herder-Institut in Marburg koordinierten Projekts, dessen Hauptziel die virtuelle Rekonstruktion solcher Adelsitze wie Friedrichstein ist, und zwar in der Hoffnung, eine derartige „Auferstehung“ möge nicht nur Interesse an dem nicht mehr existierenden Bauwerk wecken, sondern Adelsitze auch überregional als gemeinsames Erbe benachbarter Länder und Völker vor allem in Ostmitteleuropa ins Bewusstsein rufen. Zum Teil bespricht der Aufsatz zwar das Projekt, lenkt aber die Aufmerksamkeit auf die mögliche Nutzung der Digital Humanities bei derartigen Forschungen sowie auf neue Arten der Auswertung alter und neu entdeckter Quellen. Mit Akribie wurden im Rahmen des Projekts historische Fotos, Baupläne, Skizzen und Maße, aber auch schriftliche Quellen zu den Details des Gebäudes ausgewertet und in einer 3D-Rekonstruktion umgesetzt. Dieses Projektziel beförderte zweifelsohne die kritische Durchsicht der schriftlichen und visuellen Quellen zur Geschichte des Adelsitzes und ermöglicht neue Schlussfolgerungen bezüglich geplanter und vorgenommener Bauarbeiten, Umbauten sowie Profile des Schlosses. Zu erwähnen ist, dass im Buch, auch in polemischer Weise, Bezug auf Besprechungen der Erstausgabe genommen wird.²

Die Erstausgabe dieses Werkes entstand aufgrund des Interesses an dem kulturellen Erbe ostpreußischer Residenzen im Allgemeinen und dem in kunstgeschichtlicher Hinsicht bedeutsamen Schloss Friedrichstein im Besonderen, das die beiden Hrsg. – den Kunsthistoriker Kilian Heck und den Dirigenten Christian Thielemann – zusammengeführt hat. Die nach wenigen Jahren überarbeitete, um neue Fakten ergänzte Monografie, die bislang unbekannte Quellen auswertet und neue Forschungsmethoden nutzt, belegt auf überzeugende Weise nicht nur, dass eine Rückkehr zu vermeintlich abgehandelten Fragen oder der Rückgriff auf inter- und transdisziplinäres Wissen sinnvoll sein kann, um möglichst komplexe Forschungsergebnisse zu erzielen, sondern auch, dass die Kunstgeschichte ein

¹ CARL GROMMELT, CHRISTINE VON MERTENS (Hrsg.): *Das Dohnasche Schloß Schlobitten in Ostpreußen*, Stuttgart 1962.

² GUIDO HINTERKEUSER: Rezension zu: Kilian Heck und Christian Thielemann, *Friedrichstein. Das Schloß der Grafen von Dönhoff in Ostpreußen*, in: *Journal für Kunstgeschichte* 11 (2007), 4, S. 336–348.

lebendiger Forschungszweig ist, der mit anderen Disziplinen in fruchtbare Beziehungen zu treten vermag.

Poznań

Piotr Korduba

Jędrzej Kitowicz: Customs and Culture in Poland under the Last Saxon King. The Major Texts of *Opis obyczajów za panowania Augusta III* (Description of Customs during the Reign of August III), 1728–1804. Übers. und hrsg. von Oscar E. Swan. Central European University Press. Budapest – New York 2019. 396 S., Ill. ISBN 978-963-386-275-9. (€ 79,99.)

Eines der bedeutendsten Quellenwerke zur polnischen Geschichte ist nun auch in einer westsprachlichen Übersetzung zugänglich. Kennern war dieses Buch über die Sitten in Polen zur Zeit der Herrschaft des zweiten Wettinerkönigs August III. (1733–1763) schon lange bekannt, und es ist auch häufig in historischen Arbeiten zur frühen Neuzeit in Polen ausgewertet worden. Der katholische Geistliche Jędrzej Kitowicz (1728–1804) schrieb diesen Text am Ende des 18. Jh., als er Pfarrer in einem Dorf in der Nähe von Lodz war. Über seine Herkunft ist nichts Sicheres bekannt, aber sein Werk muss sich zum großen Teil auf eigene Erinnerungen an die Zeit in der Mitte des Jahrhunderts stützen, als die polnisch-litauische Adelsrepublik noch in ihrer alten Ordnung bestand, aber ihre offenkundige Schwäche längst ahnen ließ, dass dem Land durchgreifende Umwälzungen bevorstanden. K. schrieb sein Werk, nachdem diese Umwälzungen bereits stattgefunden hatten, auch wenn nicht klar ist, ob es vor oder nach der dritten und endgültigen Teilung Polens 1795 entstanden ist. Ebenso geht aus dem Text nicht eindeutig hervor, wie sein Autor die von ihm geschilderte Epoche im Rückblick bewertet. Manchmal wirkt er wie ein nostalgischer Rückblick auf die gute alte Zeit, doch an anderen Stellen stellt K. die damaligen Sitten der Polen in den düstersten Farben dar, und man kann den Eindruck gewinnen, dass er mit seinen Erinnerungen eine Antwort auf die Frage sucht, warum der Staat inzwischen aufgelöst und von seinen Nachbarn unter sich aufgeteilt wurde.

Doch gerade dieser Zwiespalt, der vermutlich auch die Persönlichkeit des Autors prägte, trägt wesentlich zum Reiz des Werkes bei. Er fordert den historisch interessierten Leser heraus, selbst darüber nachzudenken, wie sich die geschilderten Verhältnisse entwickeln konnten und ob sie einen Einfluss darauf hatten, was danach mit Polen geschah. K. betont an einer Stelle, dass er nicht die Gesetze, sondern die Sitten der Sachsenzeit schildern wolle, weil Sitten oft von den Gesetzen abwichen (S. 248). Man kann dies als eine späte Reflexion auf die in der Adelsrepublik verbreitete Vorstellung betrachten, wonach die Schwäche des Staats nicht auf schlechte Gesetze zurückzuführen sei, sondern auf den fortschreitenden Verfall der Sitten seiner Bewohner. Laut K. wurde damals an den Gerichten niemals nach Recht und Gerechtigkeit geurteilt, sondern nur nach den Interessen der Großen des Reiches. Diese Magnaten seien es auch gewesen, die jegliche Beschlussfassung im polnischen Adelsparlament unterbanden, indem sie Abgeordnete bestachen, die dann bei den Sitzungen des Sejms das *liberum veto* einlegten. Aber auch einfache Adlige und Soldaten werden hier als notorische Alkoholiker und Banditen geschildert, die Juden misshandelten, ihre Mitbürger ausplünderten oder durch verschiedene Betrugsmaschen (darunter das Hütchenspiel) um ihr Geld erleichterten. Das (laut dem Übersetzer und Hrsg. Oscar E. Swan) berühmteste Kapitel des Buches berichtet von den Methoden der Folter, welche die Justiz bei ihren Prozessen anwandte, ohne dass der Autor bei seiner Beschreibung besondere emotionale Teilnahme erkennen ließe.

Aber K. widmet sich auch ausführlich den harmloseren Seiten des kulturellen Lebens und erweist sich hierbei als sehr genauer Beobachter. Er bietet detailreiche Angaben zu den Lebensgewohnheiten des polnischen Adels, zum Bau und zur Einrichtung der Häuser, zu den Gewohnheiten beim Schlafen und Essen, zu verschiedenen Arten von Kutschen und anderen Fortbewegungsmitteln und zu den Festlichkeiten, zu denen ihre Besitzer damit fuhren. Große Sorgfalt verwendet er auf die Beschreibung der verschiedenen Arten von

Kleidung und deren Verwendung, wobei er ein feines Gespür für den Wechsel von Moden an den Tag legt, wie er auch in anderen Kapiteln häufig davon berichtet, dass sich die Gebräuche in den 30 Jahren der Herrschaft von August III. verändert hätten. Diese Beschreibungen gehen oft sehr ins Detail, was dem Leser – je nach Interessenlage – gefallen kann oder nicht. Auf jeden Fall wurde dadurch auch die Übersetzung des Textes erschwert, und man kann S. nur dankbar sein, dass er sich dieser Aufgabe mit Akribie angenommen hat.

Weitere längere Kapitel sind religiösen Bräuchen, der Erziehung der Kinder, den Praktiken in den Parlamenten und Gerichten und den Sitten beim Militär gewidmet. K. kann hier den heutigen Leser immer wieder zum Lachen bringen, aber es ist eine interessante Frage, inwieweit diese Schilderungen ursprünglich schon humoristisch gemeint gewesen sind. Zumal bei den Ausführungen zur Religion konstatiert der Hrsg. eine Neigung zur ironischen Distanzierung von den Eskapaden der barocken Frömmigkeit. Andererseits lässt K. hier aber oft ein Bedauern über den Niedergang von Religiosität und Tugend seit dieser Zeit durchblicken und hält jedenfalls nichtkatholische Konfessionen für noch schlimmer. Außer Frage steht aber, dass er ein Talent zur lebendigen Darstellung auch von Themen hat, die auf den ersten Blick wenig aufregend erscheinen. Hier wirkt es sich positiv aus, dass die Beschreibungen bei allem Streben nach Genauigkeit doch ihren subjektiven Charakter nie verlieren. Auch wenn K. bemüht ist, systematisch zu erscheinen, schreibt er immer nur das, was er selbst an einem Thema interessant findet, und scheint für dieses Buch nicht eigens recherchiert zu haben. Selbst ein mit der Materie nicht vertrauter Leser bemerkt gewisse Widersprüche sowie Angaben, die in dieser Form nicht stimmen können. Bei Schilderungen von Aufzügen und Zeremonien wählt K. immer die prunkvollste Variante, und die Laster der Zeitgenossen können gar nicht so allgemein verbreitet gewesen sein, wie er glauben machen will.

Auch deshalb war es geboten, dass der Hrsg. den Text mit einer Reihe von Erläuterungen versehen hat, sowohl in einleitenden Bemerkungen zu jedem einzelnen Kapitel als auch in Fußnoten. S., Professor für Slawistik in Pittsburgh, lässt dabei gelegentlich auch ein wenig Subjektivität einfließen, indem er sich auf eigene Erlebnisse in Polen bezieht, aber damit wird er dem Charakter des edierten Werks durchaus gerecht. Außerdem hat er den (ohnehin unvollendeten) Text etwas gekürzt und dabei insbesondere ein Kapitel weggelassen, in dem K. das äußere Erscheinungsbild (insbesondere die Bekleidung) der verschiedenen katholischen Orden in Polen schildert. Diese Kürzungen sind in einem Anhang dokumentiert. Außerdem ist an manchen Stellen die Abfolge der Kapitel im Interesse einer besseren thematischen Anordnung geändert worden, auch dies eine Maßnahme, die dem Zweck der Edition durchaus gerecht wird. Wer sich für die Geschichte des alten Polens interessiert, findet hier einen höchst informativen und amüsant zu lesenden Text, der in manchem von der klassischen Narration zum 18. Jh. in Polen abweicht und gerade dadurch weitere Neugier wecken kann.

Freiburg

Martin Faber

Jörg Hackmann: *Geselligkeit in Nordosteuropa*. Studien zu Vereinskultur, Zivilgesellschaft und Nationalisierungsprozessen in einer polykulturellen Region (1770–1950). (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 19.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2020. 520 S., Ill., Kt., graph. Darst. ISBN 978-3-447-11490-5. (€ 69,–)

Wer sich von dieser Arbeit Einblicke in diverse Formen von Geselligkeit in Nordosteuropa über einen Zeitraum von fast 200 Jahren erhofft, wird enttäuscht sein. Es geht Jörg Hackmann in seiner Greifswalder Habilitationsschrift keineswegs darum, *wie* Menschen gemeinsam ihre Zeit verbracht haben. Amüsante Skandälchen und ihre gesellschaftliche Wirkung, aber auch die konkreten Aktivitäten der Protagonisten bzw. Protagonistinnen des Vereinslebens interessieren ihn kaum. Weder steht die gesamte Region Nordosteuropa im Zentrum der Studie noch wird der im Titel genannte zeitliche Rahmen

gleichmäßig abgedeckt. Geboten wird vielmehr eine umfassende Sozial- und Strukturgeschichte des Vereinswesens in den Ostseeprovinzen des Russländischen Reiches während der Zeit des sogenannten nationalen Erwachens der Esten und Letten in der zweiten Hälfte des 19. Jh. bis zum Ersten Weltkrieg, einschließlich seiner Vorgeschichte seit Ende des 18. Jh. sowie einiger Ausblicke auf die Veränderungen in den unabhängigen Staaten Estland und Lettland vor 1940. Mit diesem Fokus geht zweierlei einher: Erstens werden die Jahre um 1990, als es während der Perestroika in den baltischen Sowjetrepubliken zu einer Rückbesinnung auf die lokale Vereinskultur kam, häufiger angesprochen als die im Titel als Zäsur genannte Zeit um 1950, als unter der neu etablierten Sowjetherrschaft freiwillige Assoziationen in einen Dornröschenschlaf versetzt worden waren. Zweitens sucht man vergeblich systematische Informationen zu einzelnen Vereinen, auch wenn das ausführliche Register gewisse Hilfe bietet.¹

Der grundsätzliche Anspruch der Studie geht aber über die engere Region der heutigen Staaten Estland und Lettland hinaus. Nordosteuropa – ein Regionsbegriff, mit dem sich der Autor in Nachfolge Klaus Zernacks schon seit Langem beschäftigt – ist die Folie, vor deren Hintergrund „Geselligkeit“ als Strukturmerkmal analysiert wird: Nordosteuropa als Vereinsregion. Nicht wirklich überraschen kann daher auch der letzte Satz des Buches, in dem es heißt: Nordosteuropa als Geschichtsregion sei nicht allein „Produkt geschichtswissenschaftlicher Imagination“, sondern vielmehr „plastisch zu begreifen“ mithilfe der „spezifischen Ausprägungen von Vereinskultur“ (S. 389). Dabei bleibt aber das Regionalkonzept „Nordosteuropa“ bzw. dessen Grenzen bewusst unscharf. Finnland, Schweden, Litauen, die Metropolen des Russländischen Reiches sowie das Deutsche Reich werden immer wieder – zumindest bezüglich der Zeit bis 1917/18 – vergleichend angesprochen. Hier also wird Nordosteuropa anscheinend irgendwo verortet. Dessen Konturen müssen aber wohl tatsächlich fließend bleiben, schon weil sich die jeweiligen Rahmenbedingungen für die Entfaltung von Vergemeinschaftungsprozessen sogar innerhalb eines Staates gravierend unterscheiden konnten, was H. anhand des Beispiels der litauischen Gebiete am Ende des 19. Jh. verdeutlicht.

Innovativ ist die Studie vor allem dank ihres intraregionalen und transnationalen Ansatzes, mit dem sie die traditionell nationalgeschichtlich orientierte Forschung zum Vereinswesen, wie sie gerade in den baltischen Staaten üblich ist, konzeptionell herausfordert und zugleich maßgeblich bereichert. H. will europäische Strukturen und transnationale Entwicklungslinien herausarbeiten, um einen räumlichen Zusammenhang – „Nordosteuropa“ – nachzuweisen, „der über die Ostseeprovinzen des Zarenreichs hinausreich[t]“ (S. 21). Dabei steht einmal nicht der Emanzipationsprozess der kleinen Nationen im Zentrum der Analyse, sondern die „Interdependenzen mit den anderen sprachlich-kulturellen Gruppen“ (S. 34), eben die intraregionalen und darüber hinaus die transnationalen Verflechtungen. Mit der Hinzuziehung von Entwicklungen in Skandinavien und Großbritannien setzt sich H. auch pointiert von traditionellen deutschen Deutungen ab, in denen es eben deutsche Kultureinflüsse waren, welche das regionale Vereinsleben der Ostseeprovinzen geprägt hätten. Neben diesen, so der Vf. weiter, sei auch St. Petersburg wesentlich für die frühe Ausgestaltung des Vereinslebens gewesen, für die späteren lokalen Abstinenzbewegungen vor allem Vorbilder in Schweden und Finnland. Ihrerseits habe die Vereinslandschaft der Ostseeprovinzen aber vor allem auf das übrige Russland ausgestrahlt, im Falle von Gesangsvereinen jedoch auch nach Finnland.

Nach einer sorgfältigen Einordnung der eigenen Studie in die Debatten um Geselligkeit und Zivilgesellschaft sowie einem vergleichenden Überblick über die rechtlichen Rahmenbedingungen in Nordamerika, West- und Zentraleuropa sowie im Russländischen

¹ Fündig wird man bei: JÖRG HACKMANN (Hrsg.): Vereinskultur und Zivilgesellschaft in Nordosteuropa. Regionale Spezifik und europäische Zusammenhänge / Associational Culture and Civil Society in North Eastern Europe. Regional Features and the European Context, Wien u. a. 2012.

Reich (gefolgt von knappen Ausführungen zu Estland und Lettland in der Zwischenkriegszeit und zur UdSSR) folgt die geografische und quantitative Kartierung der Vereinslandschaft in den Ostseeprovinzen, die schon vor der Revolution von 1905/06 sehr viel reichhaltiger war als in den übrigen Provinzen des Russländischen Reiches. Dabei habe sich das Vereinsrecht dort im 19. Jh. kaum fundamental von dem in Zentraleuropa unterschieden. Weder könne von „Gesellschaft als staatlicher Veranstaltung“ (Dietrich Geyer) die Rede sein (war doch der Staat in den Ostseeprovinzen eher eine gesellschaftliche Veranstaltung), noch sei die in der jüngeren Städteforschung formulierte These von der „Gesellschaft als lokaler Veranstaltung“ auf die Region übertragbar, da hier die regionale Dimension hinzugekommen sei (S. 30, 80).

Aufschlussreich ist auch das Kapitel über Vereinskultur und Zivilgesellschaft. Bewusst beschränkt der Vf. seine Analyse auf diejenigen Vereine, die eine „signifikante gesellschaftliche Prägekraft“ entwickelt hätten (S. 51). Zwar muss er den konkreten Beleg für jeden Einzelfall schon aus Quellenmangel schuldig bleiben, und auch die Kriterien dafür, was signifikant war und was nicht, bleiben unscharf. Sein Porträt der Vereinslandschaft bietet aber, gerade weil er sich von deren Instrumentalisierung in Hinblick auf das *nation-building* löst, neue Perspektiven. So kann er zeigen, dass die staatliche Genehmigungspraxis „örtlich wie zeitlich kaum auf einen einheitlichen Nenner zu bringen“ sei (S. 266). Zudem habe es Handlungsspielräume für freiwillige Assoziationen auch ohne behördliche Genehmigung der Statuten gegeben. Letztere seien zwar konstitutiv für das Vereinswesen in Nordosteuropa insgesamt, hätten aber unter Umständen im Alltag eher eine untergeordnete Rolle gespielt. Schließlich hinterfragt der Vf. auch die Funktion staatlicher Kontrolle, indem er darauf hinweist, dass diese durchaus Rechte für zugelassene Vereine garantieren konnte. Das allgemeine Verbot politischer Betätigung habe die gesellschaftliche Wirkung der Vereine ohnehin nicht einschränken können. In dieser Hinsicht betont er die dank ihrer Existenz bewirkten kulturellen Prägungen des politischen Raumes.

Abwägend betrachtet H. auch den Faktor „Ethnizität“, gilt doch das Vereinswesen als Motor der Nationalisierung der Ostseeprovinzen. Ohne diesen Zusammenhang zu leugnen, verweist er doch immer wieder darauf, wie inklusiv das Vereinsleben in ethnischer Hinsicht sein konnte. Eine Exklusion aus ethnischen Gründen war ohnehin rechtlich nicht zu verankern in einem Land, das ja bis 1917 ein Ständestaat blieb. Mehr als im deutschen Raum seien die Vereine in den Ostseeprovinzen in dieser Hinsicht egalisierend aufgetreten, zumal der Adel den Anspruch erhob, prinzipiell allen städtischen Vereinen anzugehören. Insgesamt seien vielmehr soziale und später auch politische Exklusionsmechanismen zu beobachten gewesen. Auch ist über die Jahre immer wieder die Mitgliedschaft von Frauen zu beobachten, gerade in der Sphäre der Wohltätigkeit und später in den Bildungsvereinen. Vor 1906 waren sie zwar von geselligen Vereinen ausgeschlossen, doch hatten sie schon zuvor Anteil etwa an der Estnischen Literarischen Gesellschaft und waren nach der Revolution von 1905/06 maßgeblich an den Deutschen Vereinen beteiligt.

Wesentlich bleibt H.s Befund, dass die Vereine die soziale Organisation kultureller Differenzen bewerkstelligt hätten. Auch die Gründung nationaler Vereine habe keine national homogene Sphäre geschaffen. Demgegenüber betont er, wie sehr z. B. im estnischen Fall interne Differenzen zu einer immer stärkeren Ausdifferenzierung des estnischen Vereinswesens geführt hätten (während im lettischen Bereich der Rigaer Letten Verein eine so starke Monopolstellung erreicht habe, dass es zu keiner stärkeren Ausdifferenzierung kam). Ähnliches beobachtet er auch hinsichtlich der zum Ende des 19. Jh. verstärkt auftretenden russischen Klubs, in denen interne Absetzungsbestrebungen immer wieder aufgetreten seien, während im Bereich des deutschen Milieus der Faktor Ethnizität erst nach 1906 spürbar an Bedeutung gewinnen konnte.

H. legt mit seiner Habilitationsschrift eine beeindruckende Gesamtdarstellung des Vereinswesens in den Ostseeprovinzen und darüber hinaus vor, die zugleich wesentliche Impulse für dessen weitere Erforschung liefert. Diesen überaus positiven Eindruck können auch die kleineren Mängel nicht schmälern, die aber an dieser Stelle doch genannt werden

sollen. Die Lektüre gestaltet sich oft mühsam, u. a. wenn es um Sachverhalte geht, die erst an anderer Stelle erklärt werden: Warum z. B. der Revaler Bürgermeister im Jahre 1800 ein Vorgehen des Staats gegen Klubs im gesamten Zarenreich bewirkt haben soll, wird auf S. 100 f. erwähnt, aber erst auf S. 271 f. erläutert (vgl. auch S. 343, 346). Das Problem des Rezensenten, die Unterschiede zwischen den diversen Vereinen über Hunderte von Seiten im Kopf zu behalten, wurde auch dadurch nicht gelöst, dass manchmal immer wieder dieselben Kurzinformationen geliefert werden. Der Verzicht auf Nummerierung der Unterkapitel irritiert, zumal wenn eines von ihnen nur aus vier Zeilen besteht (S. 30). Inhaltlich vermisst man die Berücksichtigung der im 20. Jh. immer häufiger anzutreffenden Arbeitervereine, aber auch hin und wieder Einschübe über den Alltag in den Vereinen. Der auf S. 376 abgebildete Sitzungskalender diverser Rigaer Vereine für 1878 lässt einen staunen, wie Aktivisten des Vereinslebens diese dichte Terminabfolge gemeistert haben. Übrigens hätte auch die Qualität der abgedruckten Fotos deutlich verbessert werden können. Insgesamt aber bleibt nur, H.s auf umfangreichem Quellen- und Literaturstudium beruhende Studie all jenen zu empfehlen, die sich zukünftig mit den trans- und intraregionalen Verknüpfungen baltischer Vereinslandschaften beschäftigen wollen.

Tallinn

Karsten Brüggemann

Kristina Jõekalda: German Monuments in the Baltic *Heimat*? A Historiography of Heritage in the „Long Nineteenth Century“. (Dissertationes Academiae Artium Estoniae, Bd. 30.) Estonian Academy of Arts. Tallinn 2020. 365 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-9949-594-99-3.

The intertwined character of the early development of art history as a discipline in the Baltic (roughly today's Estonia and Latvia) and the construction of a specific Baltic German identity during the long nineteenth century is at the very center of Kristina Jõekalda's rich and intriguing dissertation in art history. Her doctoral thesis takes the form of a compendium of articles. Five articles, all previously published in peer-reviewed journals, are presented together with a lengthier introduction and a concluding chapter that contains not only the main results from the different case studies but also a discussion of overarching conclusions.

J. relates to Eric Hobsbawm's periodization and label "the long nineteenth century," which starts with the French Revolution and ends with World War I. The structure of the dissertation is chronological. During that period, profound changes took place; especially relevant here are the beginnings of nationalism and art history as an academic discipline, as well as "the idea of heritage" that can be said to have been a reaction to modernity (p. 16). Heritage is perhaps *the* key concept in the dissertation alongside nation and *Heimat*, but the concepts of Germandom, diaspora, colonialism and localism also play prominent roles. However, instead of considering the concepts in isolation from one another or as dichotomies, J. has a kind of intersectional approach. She explicitly makes a point of both understanding and using the concepts as relational: it is the interactions between them that interest her. In accordance to this there are "three constructive relationships" that are reflected throughout the articles: the first concerns the relationship between art history and heritage studies, the second between the local and the national, and the third deals with the relationship between the Baltic and the German (pp. 33–34). This approach is very interestingly discussed in the introduction and its scholarly benefits are obvious in the separate articles. It also makes it possible for J. to really showcase the complexities and ambiguities that constitute history.

As the main focus is on "popular representations of monuments," the source material being analyzed is composed of published texts, predominantly in German but a few in Estonian. Three types of media are used: "visual histories, writings on the history of art, and publications relating to heritage preservation" (p. 17). Both the sources and the method—close reading and text analysis—are perhaps not what one traditionally encoun-

ters in the realm of art history, but they are nonetheless well chosen given the task at hand. In particular, the use of critical historiography with its focus on the complex relationship between the past and history writing is proven to be very useful as a method. The interrelationship between the past, the present and the future is, besides being a constructivist stance in regard to heritage, identity and nation, something that weaves through the entire dissertation.

Article 1 analyses Baltic German visual art in the form of popular albums of sights, a genre that especially depicted local ruins. Architectural heritage and a new interest in local history at the turn of the eighteenth to nineteenth centuries are shown to have played an important role in the construction of Baltic Germandom as a separate ethnicity. The picturesque aspects of old buildings and ruins became a central building block of Baltic German identity. Furthermore, the overlaps between early art history and heritage conservation are highlighted. Art history, however, did not become a university discipline in the Baltic until 1919, but its pre-institutionalized history is discussed in article 2. The blurry lines between history and art history during the nineteenth century are shown as well as the importance of authors working outside academia and learned societies. The interest in the history of art and architecture in the Baltic provinces first and foremost developed outside academia. Here it seems that Baltic German authors' motivation more stemmed from national ideas than followed the latest academic trends in Germany regarding art history. Article 3 is a prolongation of article 2 as it delves even deeper into the early art history texts. The complexities of the Baltic Germans' relationship to Germany proper is highlighted here, as Baltic art could be described as both an inferior copy of German art and as something wholly autonomous: art in its own right. These conflicting stances on the issue of Baltic art could sometimes be held by one and the same author and within a single text. In this context, an explicitly colonial narrative was also sometimes used. The issue of colonialism in relation to the Baltic Germans is an important aspect. J. contributes not only to art history but to the history of the Baltic Germans more broadly by showing how they used a colonial narrative in regard to Baltic art. However, this is a topic that would have benefited from a more in-depth discussion. For example, the comment that the Baltic Germans' use of a colonial narrative is "somewhat surprising" begs more questions than it answers (p. 109). Given the manner in which the Baltic Germans constructed and actively used history in the late nineteenth and early twentieth centuries in a number of different contexts, it actually seems to be very much in line with their general way of thinking and behavior.

Articles 4 and 5 then shift the focus from art history to heritage preservation. The central role played by Baltic German learned societies as well as by the early art historian Wilhelm Neumann regarding heritage preservation, civic duty and awareness-raising is highlighted in article 4. A number of popularizing texts were published around 1900 about monument preservation, in which heritage was understood as a responsibility. It becomes clear that for the Baltic Germans, their Baltic architectural heritage was closely linked to their ongoing construction of a specific Baltic German identity. J. is not the only one who has made the point that there was a Baltic German nationalism of sorts. Even if they never aspired to establish a nation state, it should be discussed in those terms, and that is what J. does. The contribution here to the field of nationalism research should also be praised. Despite the fact that article 5 not only takes the Baltic Germans into account but also the Estonians and goes beyond the long nineteenth century and into the interwar period, it works excellently in relation to the previous articles. In the aftermath of 1905 when many Baltic German manor houses were burnt down in the revolutions, both Baltic Germans and Estonians became even more preoccupied with heritage and identity construction. Yet while the Baltic Germans focused on "high" art and architecture, the Estonians instead focused on ethnographical items and archaeological sites. After independence in 1919, the heritage of the previous colonizers, the Baltic Germans, became the property of Estonia and debates over what to do with this "alien past" became more intense.

The fact that the dissertation is a compendium of articles sometimes leads one to occasionally long for more in-depth discussions. However, in most cases this desire is met in the excellent concluding chapter. Both the introduction and the concluding chapter are written with a commendable self-reflectivity that is too seldom seen in scholarly work, at least within the discipline of history. All this makes it an alluring (it is also esthetically beautiful with color illustrations) and fascinating dissertation that actually works well as a monograph, and both can and should be read as such.

Huddinge

Christina Douglas

Aneta Heinrich: Vereine und staatsbürgerliche Emanzipation. Das Vereinswesen im hinterpommerschen Regierungsbezirk Köslin in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Geist & Wissen, Bd. 37.) Verlag Ludwig. Kiel 2020. 336 S. ISBN 978-3-86935-377-7. (€ 48,80.)

Aneta Heinrich, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum w Koszalinie (Museum in Köslin), liefert zunächst mit einer Begriffsbestimmung zur Entwicklungsgeschichte der politischen Emanzipation eine solide methodologische Basis für ihre Untersuchung. In der regionalgeschichtlichen Arbeit wird ein Begriff der staatsbürgerlichen Emanzipation zugrunde gelegt, der als Befreiung von staatlicher Bevormundung und korporativem Zwang sowie als Streben nach mehr politischer Partizipation zu verstehen ist. Sodann werden Herausbildung und Entwicklung des Vereinswesens als ein Subprozess der europäischen Modernisierung begriffen. Diese methodische Option zugunsten sozialer Prozesse erlaubt es, die Quellen in den hermeneutischen Kontext der „defensiven Modernisierung“ (Hans-Ulrich Wehler) in Preußen zu stellen und zu erschließen. Diese Formel beschreibt die Reformbemühungen des preußischen Staates, die mit der Absicht vorgenommen wurden, einer Revolution von unten zuvorzukommen.

Die Entwicklung des Vereinswesens im Regierungsbezirk Köslin weicht von den sonst üblichen Periodisierungen in Europa und den deutschen Ländern erheblich ab, weil Hinterpommern ein typisch agrarisches Gebiet war, geprägt durch die Konzentration des Landbesitzes in der Hand von Großgrundbesitzern. Das Fehlen von wirtschaftlich florierenden Städten mit aktivem Bürgertum wie auch von bedeutenden wissenschaftlichen und Kulturinstitutionen führte dazu, dass die politische und gesellschaftliche Dominanz der adeligen Großgrundbesitzer bis zum Anfang des 19. Jh. noch weitgehend aus der starken Ständetradition und der privilegierten Stellung im absolutistischen Staat bestimmt wurde. Im Untersuchungszeitraum überschritt sodann der Verein als Medium der Emanzipation die Grenzen des Privaten und wurde zum Faktor der Öffentlichkeit, der wesentlich zum Massencharakter der Revolution von 1848 beitrug. Im Zuge der Revolution traten die Vereine zunehmend als Institutionen zur Artikulation des staatsbürgerlichen Willens auf.

Das moderne Vereinswesen in Hinterpommern bzw. seine Vorreiter werden für den genannten Zeitraum mit vorliegendem Band erstmals zusammenfassend analysiert. Dabei wertet die Vf. in ihrem ersten Kapitel Sekundärliteratur über das historische Vereinswesen aus, die bislang von der Annahme einer klaren, durch ausschließende Merkmale gesicherten Trennung zwischen der Korporation als vormoderner und der Assoziation als moderner Institution ausging. Dass diese Trennung gar nicht so eindeutig ist, veranschaulicht H. am Beispiel des Ineingangegreifens von korporativen und assoziativen Elementen des Kolberger Beerdigungsvereins. Sodann folgt ein historischer Exkurs über den korporativen Charakter der mittelalterlichen Zunft, weil diese in der modernen Vereinsforschung als klassische Form der Korporation gilt, welche die für die Ständegesellschaft typische Wertehierarchie und deren Lebenskonzept verkörpert und tradiert. Anschließend liefert die Vf. einen kursorischen Überblick zur Entwicklung des Vereinswesens im Untersuchungszeitraum mit einer Akzentuierung seines politischen Potenzials im Allgemeinen sowie im Sinne der staatsbürgerlichen Emanzipation im Besonderen. Das zweite Kapitel verdeutlicht die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen in Hinterpommern von 1637 bis 1815.

Die Folgekapitel drei bis fünf differenzieren die hinterpommersche Vereinsgeschichte in zunächst „Kulturelle und wissenschaftliche Vereine“ wie Gelehrte Gesellschaften in Hinterpommern, Freimaurerlogen oder Lesevereinigungen, sodann in „Landwirtschaftliche Vereine“ sowie schließlich in „Wohlfahrts- und Selbsthilfvereine“ am Beispiel des Vereins zur Besserung verwahrloster Kinder, der Vereinigungen zur Verschönerung der Promenaden und Förderung von Badeanstalten oder eines Männer-Vereins für die Durchführung von Abwehrmaßnahmen gegen die Choleraepidemie. Letzterer war im Zuge der Cholera-Epidemie von 1831 in Preußen auf Veranlassung der Kommunalbehörde in Kolberg gegründet worden. Das sechste Kapitel behandelt die politischen Aktivitäten von hinterpommerschen Vereinen zur Zeit der Revolution von 1848. Wenngleich die liberalen und demokratischen Bewegungen mit ihren fortschrittlichen Forderungen angesichts der vorherrschenden gesellschaftspolitischen Bedingungen im Regierungsbezirk Köslin keine dominierende Rolle spielten, so deutete die durchaus rege Vereinsaktivität doch auf eine neue Entwicklungsphase des staatsbürgerlichen Bewusstseins und einen gewissen Grad der politischen Emanzipation hin, wie die Vf. bilanziert (S. 303).

In einem Fazit bündelt H. ihre Untersuchungsergebnisse und gelangt in Übereinstimmung mit Dirk Mellies¹ zu dem Schluss (S. 311), dass sich angesichts der geringen Bevölkerungsdichte im Regierungsbezirk Köslin im 19. Jh. und seines agrarischen Charakters ein beachtenswertes Aufkommen von Vereinsaktivitäten als Ausdruck und zugleich Medium der staatsbürgerlichen Emanzipation nachweisen lässt. Im Gegensatz zur typischen Periodisierung des deutschen und europäischen Vereinswesens kann vom „goldenen Zeitalter“ des hinterpommerschen Vereinswesens erst in den 1870er und 1880er Jahren gesprochen werden, was mit dem Fortschritt des gesamten Modernisierungsprozesses und der durch die Reichsgründung erfolgten Integration in den nationalen Kommunikationsraum der Region zusammenhängt.

Insgesamt ist es das Verdienst der Vf., aus einer komplizierten und kaum überschaubaren Fülle an Dokumenten der Archive in Koszalin und Szczecin (Stettin) eine gut lesbare, akribisch genaue und in jeder Weise profunde Studie sowohl zur Geschichte Hinterpommerns als auch zum Vereinswesen dieser Region geliefert zu haben.

Greifswald

Andreas Pehnke

¹ DIRK MELLIES: Modernisierung in der preußischen Provinz? Der Regierungsbezirk Stettin im 19. Jahrhundert, Göttingen 2012.

Vom Löwen zum Adler. Der Übergang Schwedisch-Pommerns an Preußen 1815. Hrsg. von Nils Jörn und Dirk Schleinert. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern. Reihe V: Forschungen zur Pommerschen Geschichte, Bd. 52.) Böhlau Verlag, Köln u. a. 2019. 270 S., Ill. ISBN 978-3-412-51242-2. (€ 50,-)

Im Oktober 2015 beging die Hansestadt Stralsund das 200. Jubiläum der Übergabe der Herrschaft über Pommern von Schweden an Preußen mit einer Reihe von Festlichkeiten. Als Teil dieser Veranstaltungen organisierten die Historische Kommission für Pommern, die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und das Stadtarchiv der Hansestadt Stralsund die Tagung „Vom Löwen zum Adler. Der Übergang Schwedisch-Pommerns an Preußen 1815“. Der vorliegende Band, hrsg. von Nils Jörn und Dirk Schleinert, versammelt zwölf der Beiträge, die auf dieser Tagung präsentiert wurden.

Im Laufe der Lektüre schält sich ziemlich schnell eine thematische Kohärenz heraus, die im Vorwort von Jörn und Schleinert konzipiert und vier Perspektiven berücksichtigt. Den ersten zentralen Aspekt bildet die Fragestellung, inwiefern dieser Übergang eine Zäsur für Pommern darstellte oder ob doch Kontinuitätslinien von der schwedischen zur preußischen Zeit festzustellen sind. Der zweite Themenkomplex betrifft Pommerns Integration in und Adaptation an die neuen Machtverhältnisse nach 1815. Ein drittes Themenfeld wird mit der Berücksichtigung des gesamteuropäischen Rahmens eröffnet.

Schließlich wird viertens die mecklenburgische Perspektive auf die Situation Pommerns in diesem Zeitraum thematisiert, was nicht nur historische, sondern sehr aktuelle Fragen aufwirft.

Bereits aus dem ersten Beitrag von Kjell Åke Modéer, der unter dem Titel „Willkommen und Abschied. Schwedisch-Pommern als Spielball europäischer Politik“ die inneren und äußeren Implikationen des Übergangs unterstreicht, wird klar, wie eng alle vier Themen miteinander verbunden sind. So bezeichnet der Autor die letzten 15 Jahre unter der schwedischen Herrschaft als eine Epoche, in der das heutige Vorpommern nicht nur in die europäischen Beziehungsnetze verflochten gewesen sei, sondern auch an den globalen Entwicklungen teilgenommen habe, etwa über die transatlantischen Kolonien Schwedens. Die unterschätzte Tragweite dieses historischen Ereignisses mache aus Pommern einen Erinnerungs- und Inspirationsort für Europas „Identitäten, [...] Kulturen und Tiefenstrukturen“ (S. 11).

Ausgehend von den Entwicklungen seit dem Westfälischen Frieden 1648 geht Jörn auf die „Reformversuche am Ende der Schwedenzeit“ ein. Sein Ziel ist es, die Gründe für den „Reformrückstau“ dieser Zeit zu identifizieren. Er hebt dabei die Rolle der Landstände hervor, die zwischen der schwedischen Krone und dem Wiener Reichshofrat bis 1806 ihre eigenen Vorstellungen bezüglich der Besteuerung Pommerns effizient zu verteidigen gewusst hätten. Diese Perspektive der Landstände wird durch Schleinert weiter herausgearbeitet. Nach einer Einführung in den Kontext und die Forschungsproblematik zieht er ausführlich Akten aus dem Nachlass des Stralsunder Bürgermeisters David Lucas Kühl, der die Landstände in einigen Kommissionen und Delegationen vertrat, heran, um das formale und inhaltliche Vorgehen der Landstände gegenüber den herrschenden Mächten der Region in den entscheidenden Jahren zwischen 1810 und 1815 zu dokumentieren. Christian Friedrich Rühs' Beurteilung des Anfalls Schwedisch-Vorpommerns an Preußen 1815 wird von Ludwig Biewer behandelt. Durch eine Rekonstruktion der Laufbahn dieses Historikers aus Greifswald, der an der neu gegründeten Berliner Universität lehrte, veranschaulicht Biewer die Beständigkeit der zumindest emotionalen Bindung an Schweden anhand der Integration Rühs' in verschiedene preußische Institutionen.

Dem zweiten Themenkomplex „Integration und Adaptation“, der in den vorangegangenen Aufsätzen bereits angedeutet wird, widmen sich die Beiträge von Johannes Weise, Anja Erdmann und Gaby Huch. Zu diesem Thema zählt auch ein zweiter Aufsatz von Schleinert, der die Integration Altvorpommerns in Preußen Anfang des 18. Jh. skizziert. Weise betont, dass aus preußischer Sicht Schwedisch-Pommern sowohl ein neu erworbenes Gebiet als auch eine „natürliche“ Ergänzung der preußischen Provinz Pommern dargestellt habe. Der Beitrag erklärt, warum trotz dieser scheinbar günstigen Ausgangssituation Pommern sich nur unter Schwierigkeiten in den preußischen Staat integrieren ließ. „Die Kriminalgerichtsbarkeit in Neuvorpommern ab 1815“ steht im Mittelpunkt von Erdmanns Aufsatz. Die Probleme der Integration im Bereich der Justiz und der Gesetzgebung werden im Spannungsfeld von Reformkräften und Reformgegnern analysiert. Das persönliche Verhältnis von Friedrich Wilhelm III. zu Pommern, insbesondere während seiner Reise in die neu erworbene Provinz 1820, bildet die Grundlage ihrer Ausführungen.

Drittens behandelt der Band den europäischen Kontext der Ereignisse um 1815, sowohl aus einer vergleichenden Perspektive als auch mittels der Hervorhebung regionaler Zusammenhänge. Jens E. Olesen untersucht die Vorgeschichte der 1814 im Kieler Frieden vereinbarten schwedisch-norwegischen Union und verbindet somit die diplomatischen Verhandlungen mit der regionalen Ebene. Der Aufsatz Manfred Mengers ergänzt dieses Bild einer Rekonfiguration der interimperialen Interessen in der Region durch seinen Beitrag zur „Angliederung Finnlands an Rußland 1809“.

Zwei Beiträge sind schließlich der mecklenburgischen Perspektive gewidmet. Sie werfen Fragen auf, die, wie im Vorwort des Bandes durch die Hrsg. angedeutet, in der heutigen politischen Konstellation noch eine gewisse Relevanz aufweisen. Anke Wiebenson behandelt „Aspekte der wirtschaftlichen Integration Wismars in Mecklenburg“ nach

1806 mit gelegentlichen Vergleichen zu Neuvorpommern. Paradoxerweise führte die Rückkehr Wismars unter die Herrschaft Mecklenburg-Schwerins nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, zu einer Wiederverknüpfung der Stadt mit dem Mecklenburger Hinterland, sondern ließ Unterschiede und Konfrontationslinien zwischen Wismar und Mecklenburg in den Vordergrund treten. Kathleen Jandausch analysiert die „Hoffnungen“ der mecklenburgischen Herzöge angesichts der sich immer wieder verändernden Situation Schwedisch-Pommerns in den Jahren 1807–1815. Die Aktivitäten der mecklenburgischen Diplomatie zeugen von der Offenheit der Lage zu einer Zeit, als das Alte Reich in verfassungsrechtlicher Hinsicht aufgehört hatte zu existieren. Aus beiden Beiträgen geht deutlich hervor, dass der Zusammenschluss Pommerns und Mecklenburgs aus historischer Sicht alles andere als zwangsläufig gewesen ist.

Den Hrsg. ist es gelungen, die Tragweite einer Reihe von Themen zu demonstrieren, die in der Historiografie eher am Rande behandelt werden. Erstens wird die überregionale Bedeutung der Ereignisse um 1815 in fast allen Beiträgen betont. Zweitens erweisen sich die aufgeworfenen Fragen bezüglich der Integration, der Kontinuitäten und Brüche als zentral für eine Neubewertung der politischen Entwicklungen in Europa um 1800. Schließlich beinhaltet der Band zahlreiche Erkenntnisse in Bezug auf die Situation der Reichstände nach dem formalen Ende des Alten Reiches.

Paris – Mainz

Indravati Félicité

Jana Osterkamp: Vielfalt ordnen. Das föderale Europa der Habsburgermonarchie (Vormärz bis 1918). (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 141.) Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 2020. 531 S., Ill. ISBN 978-3-525-37093-3, (€ 80,-,-)

Auch wenn Jana Osterkamp in der Einleitung zu dieser Arbeit, mit der sie 2019 an der Universität München habilitiert wurde, schreibt, dass Somalia und der Irak, also zwei *failed states*, zu den jüngeren Föderalstaaten zählen würden, bietet sie keine Analyse des Zerfalls der Habsburgermonarchie. Ganz im Gegenteil zeigt die Vf. ein faszinierendes Bild des Habsburgischen Föderalismus als Ordnungsprinzip, der in einem Neben- und Miteinander von unterschiedlichen Herrschaftssträngen einen integralen Faktor des Zusammenhalts dieses mitteleuropäischen Konglomerats von Völkern, Sprachen, Religionen und Kulturen bildete.

In zwölf Kapiteln bietet das Buch auf über 400 Seiten eine *tour de force* durch die föderalen Strukturen der habsburgischen Länder vom Vormärz bis in den Ersten Weltkrieg, wobei die Arbeit grundsätzlich chronologisch fortschreitend gegliedert ist. Allerdings behandelt der erste Abschnitt mit dem letzten Versuch des jungen Kaiser Karls I., das alte Reich zu retten, das Ende, ehe die folgenden Kapitel über die Herrschaftsvielfalt im Vormärz bis zu den Reformvorstellungen des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand den Bogen über die Zeit zwischen den beiden entscheidenden Weichenstellungen der (mittel-) europäischen Politik, dem Wiener Kongress und der Pariser Friedenskonferenz, spannen. Immer wieder zeigt die Vf. dabei, wie sowohl in Zeiten der Krise als auch in jenen der Stabilität föderative Ideen und vor allem auch föderales Regieren und Administrieren auf allen Ebenen die Herrschaftspraxis bestimmten. Dies reicht vom Verwaltungsföderalismus des Vormärz und des Neoabsolutismus, gebrochen von den Überlegungen der Achtundvierziger, die vieles zu den Nationsbildungen der folgenden Jahrzehnte beitrugen, über die unvollendeten Verfassungen der 1850er und 1860er Jahre und den Ausgleich von 1867 bis hin zu den Ansätzen zur Überwindung der Fesseln des territorialen Föderalismus in einer multiethnischen Gesellschaft durch neue Modelle personaler Autonomie in den regionalen Ausgleichen des 20. Jh.

Hierin liegt eine große Stärke des Buches: Es wird auf den verschiedenen Ebenen – von den Dörfern Galiziens und Tirols über die Rathäuser, Bezirkshauptmannschaften und Statthaltereien bis in die Ministerien und die Hochfinanz Wiens, Prags, Budapests und Triests – gezeigt, wie ein mehrstufiger Föderalismus in all seinen Wandlungen prägend

und, im Gegensatz zu vielen älteren und auch modernen Interpretationen, nicht trennend, sondern funktional war und über lange Zeit auch zukunftsfähig erschien, um die inneren Machtkämpfe zu beherrschen und zu kanalisieren sowie die äußeren Konflikte zu lösen. Gleichzeitig geht aus der Darstellung aber auch klar hervor, dass dieses Prinzip nur so lange funktionieren konnte, wie ein weitgehender Grundkonsens der herrschenden Gruppen über die Sinnhaftigkeit dieses Systems bestand und dieser Konsens nicht von neuen, um Partizipation an der Herrschaft kämpfenden Elementen grundsätzlich in Frage gestellt und letztlich als Weg abgelehnt wurde, um die erwünschte und geforderte politische, ökonomische und kulturelle Teilhabe zu erreichen. Sobald das föderale Herrschaftssystem von entscheidenden Faktoren der Gesellschaft nicht mehr als Lösungsansatz für gesellschaftliche Konflikte in Betracht gezogen wurde, verlor es immer stärker seine kohäsive Funktion. Dies zeigte sich in den Krisen der Jahrhundertwende sowohl im Verhältnis der beiden Staaten der Doppelmonarchie zueinander als auch in den inneren Auseinandersetzungen Cis- und Transleithaniens und den außenpolitischen Konflikten am Balkan.

Von besonderem Interesse ist dabei das letzte Kapitel, in dem anhand neuer Quellenfunde die Thronwechselprogramme Franz Ferdinands und seiner Berater aus dem Belvedere-Kreis beleuchtet werden. Hier zeigen sich sowohl die Möglichkeiten als auch die Beschränkungen von Reformideen, die zwar in die Zukunft dachten, aber doch weitgehend traditionellen Herrschaftsmustern verpflichtet waren. Eine Reform sollte eben, fast im Sinn der *ecclesia semper reformanda*, den Fortbestand des Existierenden sichern und nicht den Übergang zu etwas wirklich Neuem ermöglichen. Nicht die Demokratisierung und die Realisierung der gleichberechtigten Partizipation von bisher weitgehend oder vollständig von der Teilhabe ausgeschlossenen Gruppen – etwa der Industrie- und landwirtschaftlichen Arbeiterschaft und schon gar nicht der Frauen – war das Ziel, sondern die Perpetuierung des Bestehenden stand im Mittelpunkt der Überlegungen. Darüber hinausgehende Ideen wurden zwar vereinzelt ventiliert, aber im Verlauf der Diskussionen rasch verworfen. Viel erinnert hier, wie auch bei Kaiser Karls Völkermanifest, an Franz Grillparzers *Ein Bruderzwist in Habsburg*: auf halben Wegen und zu halber Tat mit halben Mitteln zauderhaft zu streben. Letztlich waren beide Versuche (die noch in der scheinbaren Normalität des Friedens ausgearbeiteten Reformprogramme des Thronfolgers und das bereits aus der Ver zweiflung des Zerfalls geborene Manifest des Kaisers) nicht geeignet, um die Kernprobleme des Reichs sowohl perspektivisch als auch real zu lösen. Beide blieben weitgehend dem Denken des alten Jahrhunderts verhaftet und verweigerten sich einer grundsätzlichen gesellschaftlichen Öffnung. Eine neben der Herrschaftsreform notwendige Gesellschaftsreform im Sinne einer umfassenden Demokratisierung und Föderalisierung war für die handelnden Personen nicht denk- und damit auch nicht umsetzbar.

Die äußerst lesenswerte Arbeit zeigt auf überzeugende Art, dass die Habsburgermonarchie in ihrer Komplexität keinesfalls eine Anomalie im Europa der sich entwickelnden Nationalstaaten darstellte, sondern gerade durch den föderalen Herrschaftsaufbau den Stürmen der Zeit widerstehen konnte. Sie zeigt aber auch, wie sie durch den Legitimitätsverlust nach innen zunehmend an Akzeptanz einbüßte, da sie die selbstgesetzte Utopie der Gleichwertigkeit ihrer Teile und Individuen nicht erfüllen konnte und wollte. Als die ultimative Krise des Weltkriegs das bestehende System grundsätzlich delegitimierte, sahen die Menschen in ihrer überwiegenden Mehrheit den Weg zu einer gerechteren Gesellschaftsordnung nicht mehr im Rahmen des bestehenden föderalen Großreichs, sondern in der Schaffung von Nationalstaaten. Dies lag jedoch, und auch hier ist der Vf. zuzustimmen, nicht an einer grundsätzlichen Unterlegenheit des föderalen, auf Ausgleich basierenden Ansatzes an sich, sondern in der über viele Jahre sich manifestierenden mangelnden Reform- und Konsensbereitschaft der handelnden Akteure und Gruppen. Daher ist O.s abschließendem Appell, abgeleitet aus den Erfahrungen der späten Habsburgermonarchie, voll und ganz zuzustimmen, dass es im Hinblick auf die europäische Gegenwart darum geht, in ständiger Arbeit die Balance zwischen Einheit und Vielfalt zu finden und zu bewahren.

Aljaksandr Smaljančuk: Raman Skirmunt (1868–1939). *Žyccjapis hramadzjanina Kraju* [Raman Skirmunt (1868–1939). Biografie eines Bürgers des Landes/*kraj*]. Wydawec Zmicer Kolas. Minsk 2018. XII, 692 S., Ill. ISBN 978-985-23-0016-2.

Das historische Gebiet des Großfürstentums Litauen entzieht sich allein aufgrund seiner Größe der Qualifizierung als Region, umfasste vielmehr selbst mehrere Regionen. Die hierzulande noch wenig wahrgenommenen *krajowcy* (belar. *kraŭcy*) begriffen diese Großregion als ihre Heimat. Als eine politische Strömung von Akteuren aus den oberen Schichten traten sie als Kontrapunkt zu den sich dynamisch herausbildenden ethn nationalen Bewegungen von Polen, Litauern oder Belarusen in einer Epoche zerfallender europäischer Landimperien hervor. Sie begriffen vielmehr Nation im überlieferten Sinn als Selbstermächtigungsakt, bezogen auf ein historisches Gebiet, hier dem *kraj* (dem „Land“) und entwickelten daher ethnisch-geografische „hybride Identitäten“ (Darius Staliūnas).

Insbesondere der an der Universität Warschau lehrende Grodnoer Historiker Aljaksandr Smaljančuk hat schon seit den 1990er Jahren die *krajowość* erforscht. Jetzt legt er ein in klassischer Weise chronologisch aufgebautes Werk über das politische und private Leben des katholischen Adligen Raman (Roman) Skirmunt aus dem südbelarusischen Polesien vor. Erst die Aufbereitung von jahrzehntelang zusammengetragenen Details wird dem vielschichtigen Leben Skirmunts in dieser Zeit voller gesellschaftlicher und staatlicher Umbrüche gerecht, die dadurch besser verständlich werden.

In zutreffender Weise bezeichnet der Vf. Skirmunt als den letzten Bürger des *kraj*, der sich an dem Vorhaben beteiligte, das ehemalige Großfürstentum Litauen als besondere Entität zuerst innerhalb des Russländischen Reiches, ab 1915 hingegen, unter deutscher Besatzung, als eigenständige „Föderation“ (S. 247) zu etablieren – nicht jedoch als bloßen Teil der *kresy wschodnie* (des „östlichen Grenzlands“) eines noch zu schaffenden polnischen Nationalstaats. Zu Beginn des 20. Jh. und auch in seiner Zeit als Abgeordneter in der ersten Duma (1906) vertrat der weltläufige wie bodenständige Skirmunt seine Position mit historisch-geografischen Argumenten auch ausdrücklich in der „*Krajowy*-Partei Litauens und Belarus“, so eine Kapitelüberschrift. Im Verlauf der zunehmenden Ethnisierung von Identität und der Etablierung eines nicht historisch, sondern ethnisch definierten litauischen Staates beteiligte sich Skirmunt konsequenterweise an der aufkommenden belarusischen Nationalbewegung, denn die belarusischen Gebiete stellten den verbliebenen nichtlitauischen Teil des *kraj* dar. Hierin mochte ihm kein einziger anderer katholischer adeliger Angehöriger der polnischen Nation folgen. Einzig Skirmunt unterstützte 1917 eine Autonomie und 1918 die Unabhängigkeit der Weißruthenischen Volksrepublik (Belaruskaja Narodnaja Rëspublika, BNR) ernsthaft; er wurde sogar an die Spitze dieser noch schwachen Bewegung gewählt. Doch die größtenteils sozialistisch-antibolschewistischen und zudem im Schnitt wesentlich jüngeren Vertreter der sich als eine parlamentarische Versammlung verstehenden *Rada*, die im März 1918 die belarusische staatliche Unabhängigkeit ausriefen, blieben Skirmunt inhaltlich und mental fremd. Und je volksnaher Skirmunt sein wollte, desto mehr kompromittierte er sowohl die jeweilige Organisation als auch sich selbst. Dennoch wurde der Hochadelige nicht nur in internationalen Verhandlungen mit dem Deutschen Reich gebraucht, das bis November 1918 das *kraj* besetzt gehalten hatte, sondern auch auf europäischer Ebene.

Der Demokrat Skirmunt sollte sich mit Abwahl und Nichtwahl sein Leben lang abfinden, auch dies war ungewöhnlich für einen im Zarenreich sozialisierten Politiker. Noch 1919, spätestens 1920 wandte sich Skirmunt von der sich immer wieder aufspaltenden BNR und nicht nur deshalb erfolglosen belarusischen Bewegung ab (S. 520). Er warnte zwar 1921 vor den Konsequenzen der Aufteilung Belarus' zwischen Polen und dem Sowjetstaat im Frieden von Riga (S. 529 f.), aber einen realen Rest von *krajowość*-Politik konnte er nur noch in der – nicht verwirklichten – sogenannten föderalistischen Idee einiger polnischer Politiker ausmachen. Jedenfalls liefert S. keinen Hinweis darauf, dass sich Skirmunt ab 1922 mit dem Belarussischen Sejm-Klub wenigstens ausgetauscht hätte. Doch

der konservative Großgrundbesitzer konnte andererseits mit den polnischen Nationaldemokraten Roman Dmowskis nur in politischer Gegnerschaft stehen.

Nach dem Rückzug Skirmunts von der großen Bühne wurden Polesien und sein Landgut nun zu dessen „kleinem *kraj*“ (S. 538). Da er im heimatlichen Parëčce ein Fabrikgelände geerbt hatte, war es nur folgerichtig, dass Skirmunt keinesfalls unpolitisch geworden sei. Und Skirmunt wollte sich 1930 nicht verweigern, als ihn Piłsudskis Retorten-Partei Unparteilicher Block zur Zusammenarbeit mit der Regierung (BBWR) als Kandidat für den Senat aufstellte, in dem er dann kaum eine sichtbare Aktivität entfaltete. Wie früher bereits war Skirmunt immer dann zur Stelle, wenn man ihn rief. Gerade dies führte zu Missverständnissen unter seinen Zeitgenoss:innen und unter Historiker:innen – Skirmunt blieb dem *kraj* treu, ob als Duma-Abgeordneter, in der BNR oder im Sejm. Nicht er hatte sich geändert, sondern Staat und Gesellschaft.

Was Skirmunt nicht erkannte und auch S. nicht explizit herausstellt: Auch die polesischen Bauernfamilien hatten sich durch Alphabetisierung in einem ihnen fremd gebliebenen polnischen Staat mit zunächst demokratischem Anspruch und der – einer Bevölkerungsexplosion geschuldeten – Verkleinerung ihrer Parzellen verändert. Wenn sie auch immer noch selbst ihre Fische fingen und ihre Nahrung anbauten, ihren Überschuss immer noch am liebsten ausschließlich an Juden verkaufen wollten (S. 522) und nicht Teil der bürgerlichen Öffentlichkeit wurden, so wollten sie nach Auffassung der Rezensentin dennoch nicht mehr Schutzbefohlene eines „bösen“, ja nicht einmal eines „guten“ Grundherren wie Skirmunt sein. Da Skirmunt seine Großzügigkeit aus einer paternalistisch-patriarchalischen, vielleicht nur noch im sumpfigen Polesien weiterhin möglichen Haltung des „Adel verpflichtet“ heraus verstand, flüchtete er nicht rechtzeitig vor der anrückenden Sowjetarmee, die die einheimischen Bauernjungen ohne großen Aufwand im Oktober 1939 erfolgreich zum Mord an „dem polnischen Unterdrücker“ Skirmunt aufhetzte.

Die von S. und mehreren Kolleg:innen seit Ende der 1990er Jahre unternommene, äußerst wertvolle Arbeit der mündlichen Befragung von Zeitzeug:innen und ihren Kindern (dokumentiert auf S. 632 ff.) trägt nur teilweise zur Erhellung dieser Umstände bei. Denn erst nach der bald erfolgten Kollektivierung wurden sich die zum Zeitpunkt der Befragung bereits hochbetagten polesischen Zeitzeug:innen der positiven Seiten des von Skirmunt verkörperten Systems „guter Pan“ bewusst. 1939 aber war Krieg. Die Bauernfamilien verstanden nicht oder nicht mehr, dass, wie der Vf. herausstellt, Skirmunt „nicht Feinde, sondern Freunde“ suchte (S. 668), dass er Politik mit Ethik verbinden wollte (S. 567).

Deutlich arbeitet S. hingegen heraus, auch anhand vieler eingestreuter Dokumente, dass der letzte Bürger des *kraj* politisch und sogar privat einsam gewesen ist. Skirmunt war aufgrund der Konsequenz seines Handelns der Besondere, ohne den Glanz und Elend, Unschuld und Unsichtbarkeit der belarusischen Nationalbewegung nicht vollständig zu verstehen sind. Seine Belarusizität von 1916 bis 1921 war ehrlich, verlor aber die Glaubwürdigkeit, als er sich danach zurückzog. Seine *krajowość*, 1906 noch gesellschaftlich-politische Strömung, wirkte 1939 aus der Zeit gefallen. Er konnte nicht der Längsdenker und Bündeler, nicht der große Mann der vielschichtigen belarusischen Bewegung sein, wohl aber der „Belaruse“ unter den großen Grundherren. Ohne ihn wäre die Geschichte der belarusischen Bewegung anders zu schreiben. Die vorliegende Biografie trägt somit erheblich zum Verständnis des Landes Belarus bei.

Gießen

Diana Siebert

Annemarie Steidl: On Many Routes. Internal, European, and Transatlantic Migration in the Late Habsburg Empire. Purdue University Press. West Lafayette 2021. X, 344 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-1-55753-981-6. (\$ 59,99.)

Human mobilities are complex and adaptable to change, but the categories used by state institutions to regulate and control migration patterns largely ignore the changing and fluid nature of migration patterns. Although many studies on migration in the last few decades have critically addressed these discrepancies, very few of them have had as their primary goal the thorough analysis of the multiple ways in which different types of mobility are interconnected.

In this far reaching analysis, Annemarie Steidl does just that. Focusing on the case study of the Habsburg Empire in the late nineteenth and early twentieth centuries, St. provides an innovative and meticulous study which convincingly shows that human mobility should be studied, and is best understood when different migration patterns (long-term and short-term, seasonal and permanent, domestic and international) are explored not as separate and independent from one another, but rather as integrated migration systems. In particular, St. shows that despite the spread of transoceanic migration in the Dual Monarchy in the 1880s, which has received great attention from migration historians, it still occurred less frequently than migrations within the empire and the European continent. These latter migrations have, however, been under-researched. Moreover, transoceanic migration did not simply replace preexisting migration patterns, but rather accompanied and transformed them. This web of interconnectedness was evident at the regional level, which, St. duly asserts, was and remains the best level at which to analyze human mobility and appreciate the dynamics which shape systems of migration at the macro, meso and micro levels.

To pursue her argument, St. provides a meticulous and critical analysis of a wide array of administrative sources: from Austrian and Hungarian statistics on internal migration and international population movement (1869 to 1918), census data from neighboring states to ship passenger records from Bremen and Hamburg to New York and local surveys. She explains the choice of the sources, the methodological problems they posed and the ways in which she has tried to extrapolate from these sources information regarding movements which were not recorded. The result is a nuanced picture which details not only the very different migration systems and policies which characterized the two entities of the Dual Monarchy but also regional and local communities within each of them. The rich empirical findings are brought into conversation with the relevant secondary literature on migration in the Dual Monarchy and, most importantly, in other European countries. The book includes visual representations of the mobilities it analyzes in the form of graphs and cartographic maps.

St. correctly argues that “there are some questions that can only answered by numbers” (p. 16). Indeed, numbers are very much present and are a key component of the narrative, without making it just enumerative. Statistics shows that social status of migrants mattered for the Habsburg empire. St. also shows them as defined by gender, age cohort, ethnicity, and social and economic statuses, are all present here. Above all, the author devotes great attention to women in migration by showing that they were much more present in international and long distance migration than is recognized in the scholarship, challenging a well-established stereotype according to which women are predominantly present in domestic and short-term migration.

The book is organized in four thematic chapters. The first three chapters analyze internal, continental and transoceanic migration respectively. The fourth chapter explores ways in which these migration systems are interconnected.

In Chapter 1, St. analyzes patterns of internal migration in Imperial Austria and in the Kingdom of Hungary. The chapter makes a convincing case for the importance which internal mobility had before and during the spread of transoceanic migration. Moreover, St. provides compelling examples of the varieties of internal migration, which challenge the urban-centric approach (p. 54) of migration research by showing that the importance of

migration to urban population growth has been over-estimated. Movements from rural to urban settings were not the only movements to occur and were not always the dominant ones, as migration between rural areas and from cities to towns also took place.

Chapter 2 presents an in-depth analysis of international continental migration to neighboring countries and to Western European countries, as well as to the Russian Empire. One of the many valuable contributions here is the thorough empirical analysis of seasonal migration, which is an emblematic example of how different migration systems are interconnected. St. shows not only that seasonal and alternate work was also present in industry, thus blurring another common stereotype which perceives seasonal work as being primarily agricultural. She also explains methodological problems in researching these mobilities—e.g., people moving back and forth between Imperial Austria and the Kingdom of Hungary as seasonal workers were neither domestic nor international migrants (p. 86).

In Chapter 3, St. shows that the spread of transoceanic migration could be explained as the geographical extension of long-distance migration patterns. In fact, she agrees with other authors that transoceanic migration was to a large extent motivated by the circulation of information which made a journey overseas attractive to professionals who pioneered transoceanic mobility. St. also makes a case for the importance of including return, which so far has remained a less-researched aspect of human mobility. The high rate of return migration from the Americas, which was as high as 40 percent for migrants from the Habsburg Empire, offers another compelling example of how long-distance migration should not be thought of as a permanent move. Back and forth movements across the Atlantic were common, and may have been even more recurrent than those taking place in short-distance or continental moves.

In the last chapter, St. brings together various forms of mobility to explore linkages and connections between domestic, European and transoceanic migration. With regression analysis of statistical data of political districts in Imperial Austria and counties in the Kingdom of Hungary, she assesses differences and similarities between and within regions in both parts of the Dual Monarchy. She concludes that internal migration was both an alternative to international migration and a trigger of international migration because it created and fostered aspirations of social mobility (p. 189).

In the conclusion, St. offers a succinct and useful overview of the major changes in migration policies and migration patterns in the interwar period. Her study neither embraces a theoretical framework nor seeks to propose a novel theoretical approach, yet the rigorous and innovative analysis she provides offers a valuable starting point for theoretical discussions on the crucial topic of interconnectedness of migration systems. Beyond that, the book is a great achievement which will be of interest to scholars well beyond those working on the Habsburg Empire and on European migration in the period from the late nineteenth century until World War One as analyzed in the book. St.'s compelling and rigorous analysis will be read with great profit by anyone who has an interest in empirical and methodological aspects of migration research in any time and space.

Glasgow

Sara Bernard

Clara Maddalena Frysztacka: Zeit-Schriften der Moderne. Zeitkonstruktion und temporale Selbstverortung in der polnischen Presse (1880–1914). (SpatioTemporality, Bd. 7.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin 2019. IX, 433 S. ISBN 978-3-11-061224-0. (€ 89,95.)

Die dem hier zu besprechenden Werk zugrunde liegende, 2017 an der Universität Siegen angenommene Dissertation entstand im Rahmen des Forschungsprojekts „Geschichte für alle in europäischen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts“. Clara Maddalena Frysztacka untersucht in fünf großen Kapiteln Zeit(re)konstruktion als polnische Selbstverortung in der europäischen Moderne anhand von 15 Titeln der polnischsprachigen, kommerziellen Wochenpresse der Jahre 1880 bis 1914.

Die Vf. möchte, als Beitrag zum aktuell in der Historiografie diskutierten *temporal turn*, herausfinden, wie in den drei Teilungsgebieten unterschiedliche Beschreibungen von Vergangenheit ein verschiedenartiges, teils koloniales Bild der Zugehörigkeit Polens zur europäischen Geschichte um die Jahrhundertwende gezeichnet haben. Als Ergebnis rückt sie „kollektiv wirksame Vorstellungen der historischen Zeit sowie die Medien ihrer Tradierung in den Vordergrund“, verfasst „somit eine Kulturgeschichte der historischen Zeit“ und trägt zur „neuen Welle des Zeitinteresses in der Historiographie“ bei, wobei sie „Uneinheitlichkeit und Multidimensionalität der kulturellen Gebilde der historischen Zeit“ auslotet, um „die Relevanz dieser Gebilde für die Zuordnung der Gesellschaften in der Moderne hervorzuheben“ und „Osteuropa als besonders ergiebigen (Erfahrungs-)Raum zur Untersuchung des modernen Zeitregimes auf die Agenda der neuen Zeitforschung zu setzen“ (S. 357). F. untersucht, auf welche Art und Weise historische Zeit in der polnischen Presse konstruiert wurde bzw. welche Formen sie darin einnahm sowie welche Funktionen die untersuchten Zeitkonstrukte in Bezug auf die Selbstverortung Polens hatten, indem sie es als möglicherweise semiperipheral, der westlichen Moderne hinterherhinkend, ungleichzeitig, verspätet oder doch eher auf der Höhe der westeuropäischen Entwicklung stehend, evtl. ihr sogar vorausseilend beschrieben. Anstelle einer klassischen Zusammenfassung (die Vf. resümiert stattdessen die Ergebnisse jeweils pro Kapitel) finden sich am Schluss des Buches und wohl als Nachschlagemöglichkeit gedacht die „Presseerzeugnisse im Detail“, wo F. die zuvor untersuchten Zeitschriftentitel genauer vorstellt. Eventuell wäre es sinnvoller gewesen, dieses Kapitel an den Anfang, hinter die einleitenden Bemerkungen zu Begrifflichkeit und Theorie zu rücken. Nach Abkürzungs-, Quellen- (hier werden die benutzten Presseartikel aufgeführt) und Literaturverzeichnis finden sich noch ein Register der Zeitschriften, das es in hilfreicher Weise ermöglicht, die behandelten Titel im Text wiederzufinden, und ein Sachregister, bei dem unklar bleibt, welche Begriffe (vermutlich überwiegend solche zur Bezeichnung von „Zeit“) darin warum (nicht) aufgenommen wurden.

Lobenswerterweise nutzt die Dissertation explizit die (sonst eher selten beachtete) kommerzielle Presse als Quellengrundlage. Je nach Teilungsgebiet unterschieden sich zwar u. a. die Wahl historischer Themen (z. B. Erwähnung Litauens oder der Ukraine als Vergleichsmoment), die Bewertungen von gemeinslawischer, piastischer und jagiellonischer im Vergleich zur gesamteuropäischen Epoche oder die Sicht auf die Stellung Polens zwischen imperial-kolonialem Deutschen Orden/Preußen/Deutschland und dem evtl. zu kolonisierenden oder zu zivilisierenden östlichen Nachbarn Litauen bzw. Ukraine. Aber die Presse aller Teilungsgebiete empfand sich einheitlich als „national-polnisch“ und räumte deshalb insgesamt geschichtlichen Themen einen großen Raum ein. Die Autorin schreibt zwar meist flüssig, führt die polnischen Originalzitate ausführlich in den Fußnoten an und fühlt sich der am Englischen orientierten und zugleich gendergerechten Sprache verpflichtet. So schreibt sie konsequent „der*die anonyme Autor*in“ bei Zeitschriftenbeiträgen, die ohne Namensnennung verfasst wurden, bzw. „Historiker*innen“ (S. 16), was mitunter unsinnig erscheint, wenn danach als Beleg nur männliche Autoren aufgeführt werden. Reichlich verwendete Fremdwörter bzw. neu eingeführte Bezeichnungen erschweren aber die Verständlichkeit: „Kognitive Zeitschaften können dementsprechend als nicht unbedingt lineare, sondern eher multidimensionale, dynamische und von temporalen Verschränkungen gekennzeichnete kollektive Vorstellungsformen der historischen Zeit gedacht und erforscht werden“ (S. 21) oder „Diese ganzen Muster der relationalen Selbst- und Fremdverortung entwerfen die Semiperipheralität des polnischen historischen Subjekts als temporale Position zwischen einem gegenwartsbedingten Zwang zur Peripherialität gegenüber dem deutschen Anderen und einer durch die Geschichte legitimierten Möglichkeit der Zentralität“ (S. 268). Manche Sätze sind grammatikalisch falsch, evtl. schlecht (umgangssprachlich) übersetzt („Ostbesiedlung“ (S. 126) statt „Ostsiedlung“; „Zeit, die gerade am Geschehen ist“ (S. 326)). Angesichts der für die aktuelle Forschungsrichtung teils neu eingeführ-

ten Fachbegriffe stören derart zahlreiche Grammatik- und Rechtschreibfehler besonders, da sie die ohnehin mitunter komplizierte Lektüre noch mehr erschweren.

Fraglich bleibt letztlich z. B., ob „historische Zeit“ tatsächlich „den wichtigste[!] Schlüssel für die Zugehörigkeit zur europäisch-kolonialen Moderne sowie jene universalistische Größe [bildet], mit der diese Zugehörigkeit verhandelt und gemessen wird“ (S. 20) oder ob nicht doch kulturelle Gemeinsamkeiten wichtiger sind bzw. ob die untersuchten Zeitschriften tatsächlich Zeit „schaffen“ – z. B. die Jahrhundertwende als solche u. a. durch ihre aufgedruckten Erscheinungsdaten erst als solche erfahrbar machen – oder sie doch eher nur abbilden.

Wer es nicht scheut, sich in diese theorielastige Zeit-Untersuchung einzulesen, findet nach der Gewöhnung an teils sperriges neues Vokabular in den konkret untersuchten Presseartikeln viel interessantes historisch-historiografisches Material polnischer Provenienz sowie Informationen zur Zeitschriftenlandschaft in den drei Teilungsgebieten.

Marburg

Jan Lipinsky

Denkmalschutz – Architekturforschung – Baukultur. Entwicklungen und Erscheinungsformen in den baltischen Ländern vom späten 19. Jahrhundert bis heute. Hrsg. von Andreas Fülberth. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 18.) Böhlau. Köln u. a. 2020. 304 S., Ill. ISBN 978-3-412-50093-1. (€ 39,99.)

Heritage is a topic that is inevitably related to social and political dimensions and is hence relevant beyond specialized circles. There are many un(der)researched topics in that field in the Baltic region: each new publication—particularly in German/English—is a welcome addition. The editor highlights (p. 13) that the focus here is not the history of heritage protection, but rather its ideological aspects. Building on the 2016 conference “Denkmalschutz im Baltikum—Probleme, Potentiale, politische Bedeutung” in Leipzig, additional authors have now joined in. The contributors include both emerging and established scholars (some of whom critically reassess their own previous work) from the Baltic states, Poland and Germany. Research into those issues tends to be dominated by architectural historians, and that is the case here as well.

The book begins with three introductions: the foreword by Arnold Bartetzky opens up the project background; Andreas Fülberth offers his vision of approaching the topic, adding some words about heritage management in the nineteenth and early twentieth centuries; and Alexander von Knorre provides his own brief account on the latter topic.¹

In what follows, it becomes evident that most of the ten compelling articles actually focus on Soviet and post-Soviet developments. Krista Kodres and Mārtiņš Mintāurs continue with the management of heritage preservation, concentrating on Soviet Estonia and Latvia respectively, and offering great parallels on the topic in its entirety. Two articles are concerned with the conservation and reconstruction of medieval and early modern architecture since the 1990s: Anneli Randla considers churches in Estonia and Tomasz Torbus discusses the Palace of the Grand Dukes of Lithuania. Three articles focus on the present evaluation, conservation and neglect of monuments originating from the 1850s to 1930s—Ieva Kalnača writes on neoislamic design in Livonia, adding further notes to the early history of conservation, Mart Kalm considers the highlights of Estonian modernism, and Gytis Oržikauskas focuses on the stylistic variety of interwar Kaunas. The first two revolve around the difficulty of protecting interior architecture.

Another three articles, all devoted to Lithuania, concentrate on recent architecture and its reception—Viltė Janušauskaitė and Felix Ackermann discuss the fate of Soviet modernism (some of which was remarkably enlisted under protection immediately after completion); and Evelina Karalevičienė writes about a massive new addition to the

¹ For more see MĀRTIŅŠ MINTĀURS: Latvia’s Architectural Heritage and Its Protection 1880–1940, in: *Journal of Baltic Studies* 37 (2006), 3, pp. 298–312.

urban setting of Kaunas. In addition, Fülberth follows the discussions on the planning of Latvian small towns since the 1960s. Presenting it within his introduction leads the reader to believe that it is somehow key to the whole book, while perhaps it would have deserved to be developed into a separate article (recent research in Estonia offers fine comparison²).

Lithuania does not merit a general account at the beginning, but half of the book's articles are in fact about this state. Torbus gives an insight into interwar conservation principles in Vilnius under Polish legislation. While it has been claimed that the system lagged behind that of neighboring states in the rest of interwar Lithuania, in the Soviet period it was relatively effective; less so in the post-Soviet years.³ Although this might be a question of interpretation, it is interesting to see that the protection was allegedly rather inefficient in Soviet Latvia (Mintaus, pp. 85, 92, 95), whereas in Estonia, the 1970s marked the extensive rediscovery of both manor architecture (Kodres, p. 58) and interwar modernism (Kalm). Also the post-1990 general management of Estonian sacral monuments (Randla) and twentieth-century architecture (Kalm)⁴ is covered in the book.

Torbus and Karalevičienė offer captivating, benevolent analyses of structures that have received strong criticism: the newly built Vilnius palace (although the authors' take on the Polishness/Lithuanianess involved remains unclear, pp. 236, 254–257) and the Akropolis shopping mall in Kaunas (though the title refers to new architecture more generally). I also yearned for more examples and references when reading Oržikauskas' problematization of the historiography on Kaunas modernism, and Janušauskaitė's claim (p. 185) that Russian activity in Crimea has considerably shaped Lithuanian attitudes towards Soviet architecture.

The most polemic article is that by Ackermann on the historiography of the "Knights of Architecture," apparently a common phrase to refer to the more "forward-thinking" Soviet Lithuanian architects. It is written as an answer to the rich work of Marija Drėmaitė (an aim that becomes evident halfway through the article), who has indeed acquired something of a monopoly for introducing Lithuanian modernism on the international scene. That position can be questioned, but Ackermann's conclusions (e.g. regarding family relations) seem hasty, and his connection with New Art History (p. 205) remains loose.

Fülberth also comes up in the role of translator and photographer of most of the items in the book. It has to be said that the colorful contemporary images do not always serve the aims of the historical articles that they accompany, though: Kalnača's illustrations of fragments do not really give an impression of a neoislamic interior; two central instances from Vilnius discussed by both Ackermann and Janušauskaitė—the Lazdynai mass housing district and cafe Neringa—are sadly not visualized in any way.

The latter two articles yet again bring to mind the fact that although many of the issues faced are similar across the Eastern bloc, each nation often chooses to carry out research in isolation. When looking at the Finnish and Swedish influences on Baltic post-war modernism and relating identity building, for example, Jaak Kangilaski's three-fold model of the

² In addition to Kodres' chapter see OLIVER ORRO: *Moodne muinsuskaitse hilisnõukogude ühiskonnas: Haapsalu ja Lihula muinsuskaitsealast 1970.–1980. aastail* [Modern Heritage Protection in Late Soviet Society: On the Conservation Areas of Haapsalu and Lihula in the 1970s and 1980s], in: Läänemaa Muuseumi toimetised 18 (2015), pp. 255–290; OLIVER ORRO: *Süsteemaatiliste unistuste aeg: Muinsuskaitsealade planeeringutest Eestis 1960.–80. aastatel* [An Era of Systematic Dreams: On the Planning of Conservation Areas in Estonia in 1960s–1980s], in: ANNELI RANDLA (ed.): *Aja lugu: Muinsuskaitse ja restaureerimise ajaloost*, Tallinn 2016, pp. 93–160.

³ MARGARITA JANUŠONIENĖ: *State Protection of the Art Heritage in Lithuania 1919–2006: Historical Development and Results. Summary of Doctor Dissertation Humanities, Art Criticism* (03 H), Vilnius 2009, pp. 25–30, see also pp. 15–17.

⁴ Cf. INGRID RUUDI: *Spaces of the Interregnum: Transformations in Estonian Architecture and Art 1986–1994*, Tallinn 2020, pp. 178–198.

hybrid simultaneity of conservative nationalism, (the influences of) the Western avant-garde and (the acceptability to) the Socialist Realist discourse⁵ could be taken advantage of. Modernity is highly ambivalent,⁶ (as also Oržikauskas and Kalm demonstrate in the case of interwar architecture) and so are identities.

It is a pity that the longer history of Baltic heritage preservation, conservation and historiography is seldom addressed. Readers who take the nineteenth century as stated in the book title seriously might be left disappointed. To understand the heritage movement of the late 1980s along with its powerful national agenda (that is named among the book's main triggers, p. 11) it is useful to know about the earlier "manipulations" with monuments that these build on. Not informing the reader of the universal tendencies and traditions of art history might even lead to false conclusions, as if the close relationship between monuments, identity construction and power play was only the case in the Soviet context (cf. pp. 24, 54, 80, 212–215, 218).⁷ It is characteristic of heritage to be concerned with the present, but Heritage Studies, which would be a perfect fit for research on such ideological aspects, is not referred to, although the main concepts and their different nuances depending on the language are touched upon (pp. 23, 33). While German influences can historically be seen in Latvian and Estonian terminology, in Soviet times Russian shaped the institutional language of all three Baltic states.

What do these contributions add to the state of research? Moreover, who is their target audience? A significant role of such books is to introduce the existing body of research conducted in the local languages. Several authors have indeed chosen to translate their already published texts or combine their fragments for an international audience, which makes the book something of an anthology. (An error needs to be corrected on p. 52 regarding the training of heritage conservators in Soviet Estonia: Kodres' source text suggests that this was done precisely in the course of practice, not the other way round.) Despite some minor shortcomings, the book significantly enriches research on the topic, helping the reader to understand recent preservation activities as well as today's developments. Its most essential function is thus to introduce local scholarship within East Central Europe itself.

Tallinn

Kristina Jõekalda

⁵ JAAK KANGILASKI: Three Paradigms of Estonian Art during the Soviet Occupation, in: SIRJE HELME (ed.): *Different Modernisms, Different Avant-gardes: Problems in Central and Eastern European Art after World War II*, Tallinn 2009, pp. 118–122. Cf. KRISTA KODRES: *The Soviet West? The Shifting Boundaries of Estonian Culturescape*, in: NATALYA ZLYDNEVA (ed.): *At the Crossroads of the East and the West: The Problems of Borderzone in Russian and Central European Cultures*, Moskva 2021, pp. 427–444.

⁶ ZYGMUNT BAUMAN: *Liquid Modernity*, Cambridge, MA 2000.

⁷ See KRISTA KODRES: *Architekturgeschichte und Kulturerbe in Estland: Eine wechselseitige Beziehung*, in: STEPHANIE HEROLD, ANNELI RANDLA et al. (eds.): *Renationalisierung oder Sharing Heritage: Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturbereich 2018?*, Holzminden 2019, pp. 20–29.

Larry Wolff: *Woodrow Wilson and the Reimagining of Eastern Europe*. Stanford University Press. Stanford, California 2020. XI, 286 S. ISBN 978-1-5036-1118-4. (\$ 84,–.)

Kein amerikanischer Präsident vor oder nach ihm habe sich so sehr für das östliche Europa interessiert und sich so intensiv mit der Region beschäftigt wie Woodrow Wilson, lautet ein Befund des zu besprechenden Buches. Polen, die Tschechoslowakei und der jugoslawische Staat seien seine Herzensangelegenheit gewesen, und seine Vision einer nationalstaatlichen Ordnung im Osten Europas habe sich durchgesetzt. Der viel diskutierten Frage, wie weit Wilson als deren Schöpfer gelten kann, geht Larry Wolff jedoch um-

sichtig aus dem Weg. Ihn interessieren weniger die Kräfte, welche die neue Ordnung hervorbrachten, als die Ideen und Prinzipien, von denen sich Wilson bei dem Versuch leiten ließ, sie zu gestalten. Es geht ihm darum, wie sich Wilsons *mental mapping* in geopolitische Kartografie übersetzen ließ (S. 6), wie aus Imagination Wirklichkeit wurde. Einem alten Sujet der Politikgeschichte gewinnt er mit diesem Zugang neue Erkenntnisse ab.

Das Buch ist thematisch aufgebaut. In einem ersten Schritt zeigt der Vf., wie Wilsons Blick auf das östliche Europa von seiner Wahrnehmung des Osmanischen Reiches geprägt wurde. Die Empörung des britischen Liberalen William Gladstone über die „Bulgarian Horrors“ der Osmanen von 1876 hinterließ bei dem jugendlichen Wilson tiefe Spuren. Kleine slawische Völker, die sich gegen gewaltsame imperiale Herrschaft auflehnten, hatten fortan seine Sympathie. In seiner Wahlkampagne von 1916 tat er es Gladstone gleich und nannte Armenier und Polen als leidende Nationen, die drohender Vernichtung ausgesetzt seien. Ein freies Polen und die Auflösung des Osmanischen Reiches wurden zu frühen Ecksteinen seiner Vision für eine Zeit nach dem Krieg, wie Wilson sie in seinen berühmten 14 Punkten ausbuchstabierte. Den Vorschlag eines amerikanischen Mandats für Konstantinopel, der während der Friedensverhandlungen 1919 zeitweilig auf dem Tisch lag, nahm Wilson allerdings nur zögerlich auf. Die ethnische Vielfalt der Stadt sprach zwar dafür, doch störte ihn der imperiale Gestus. Ethnografische Rechtfertigung und alteuropäische Machtpolitik blockierten einander.

Bezüglich der Habsburgermonarchie war Wilson weniger festgelegt. Welche Schritte von der Idee weitreichender Autonomie ihrer Völker zur völligen Auflösung Österreich-Ungarns führten, ist längst vielfach beschrieben. Doch auch hier hat der Vf. Neues zu bieten. Er zeigt, wie sehr sich Wilson an der Vorstellung eines anhaltenden Ringens zwischen Sklaverei und Befreiung (*emancipation*) orientierte und sich so in die Nachfolge Abraham Lincolns stellte. Dieser wiederkehrende Bezug half dem Präsidenten, sein eigenes, situatives Handeln als konsistent zu begreifen und sich selbst als Befreier zu sehen, der nun, da die alte Ordnungsmacht vor seinen Augen zerfallen war, in der Pflicht stand, eine neue Staatenordnung mit all ihren Problemen und Widersprüchen dauerhaft zu gestalten.

Zu Wilsons wichtigsten Stichwortgebern in diesem Prozess gehörten bekanntermaßen der Pole Ignacy Paderewski und der Tscheche Tomáš G. Masaryk. Mit beiden verband ihn eine persönliche Freundschaft. Auch darüber hinaus wurden Freundschaft und Sympathie zu Leitbegriffen in Wilsons Denken. Als tragendes Gerüst einer Staatenwelt, die ohnehin von Gewinnern und Verlierern des Weltkriegs bestimmt wurde, taugten sie allerdings wenig. Dies zeigte sich insbesondere an der Adria, wo mit Italien und dem jugoslawischen Königreich zwei Siegermächte konkurrierten, denen Wilsons Sympathie gleichermaßen galt. Je länger sich der Versuch hinzog, Freundschaft und Prinzipienfestigkeit auf einen Nenner zu bringen, desto deutlicher wurde Wilson bewusst, dass sich das Zeitfenster für seine Neuordnung des östlichen Europas zu schließen begann.

Dies galt schließlich auch für das Verhältnis zu Polen. Denn kaum war das Ziel eines unabhängigen Polens erreicht, stellte sich das Problem seiner Minderheiten. Vertreter des American Jewish Committee und des neu gegründeten American Jewish Congress sensibilisierten den Präsidenten für die Schutzbedürftigkeit der Juden und anderer Minderheiten im östlichen Europa. Die neuen Nationalstaaten brachten Gefahren mit sich, noch dazu, wenn zentrale Akteure im Handstreich vollendete Tatsachen schufen, statt auf Wilsons ordnende Hand zu warten. Die Idee lokaler Plebiszite, die das proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker einleuchtend umzusetzen verstanden, erwies sich bei näherem Hinsehen als hoch problematisch, wenn es um die konkrete Durchführung ging. Den Vorwurf Lloyd Georges, in Oberschlesien unredlich auf das gewünschte Ergebnis zuzusteuern, wies Wilson entrüstet zurück. Der moralische Impuls, der ihn lange getragen hatte, führte ihn hier, nicht zum ersten Mal, an seine Grenzen.

Der Vf. zeichnet das Bild eines Präsidenten, der sich von der hehren Idee des Selbstbestimmungsrechts leiten ließ und sich in das Studium von Landkarten vertiefte, durchdrungen von der Überzeugung, dass sich das schwierige Puzzle aus den einzelnen Teilen

stimmig zusammensetzen ließe, wenn nur jeweils eine passgenaue Lösung gefunden würde. Dabei ließ er sich gerne umwerben, ebenso wie er sich von Experten umfassend informieren ließ. Hinter all dem stand eine erklärtermaßen technizistische, moderne Idee, um mit den Unfreiheiten der alten Welt für immer zu brechen. Auffällig ist die geringe Beachtung, die Wilson internen Umsturzgefahren schenkte. Eine revolutionäre Bedrohung des östlichen Europas wird nur gelegentlich im Kontext eines möglichen russischen Ausgreifens angesprochen und war offensichtlich nicht Wilsons größte Sorge. Die größte Stärke des Buches liegt darin, dass es Wilsons imaginäre Landkarte nicht als statisch begreift, sondern Dynamiken und teils schwierige Lernprozesse schildert. Es lässt sich auch als Bewegung weg von der hochfliegenden Leitidee nationaler Selbstbestimmung hin zu den ganz praktischen und 1919 im Grunde unlösbaren Problemen lesen, die sich daraus ergaben. Insofern hat der W. auch die Geschichte wachsender Einsicht in Ambivalenzen und Widersprüche geschrieben, die einer glatten Übersetzung von *mental mapping* in geopolitische Kartografie entgegenstanden. Somit ist dies auch eine Geschichte ganz konkreter persönlicher Enttäuschungen und Entfremdungen.

Zum Schluss greift der Vf. das Bild zweier Ziegenhirten aus der Tatra auf. Die beiden hatten sich im April 1919 zu Fuß auf den Weg nach Paris gemacht, um den mächtigen amerikanischen Präsidenten dazu zu bewegen, dass ihre Heimat zu Polen kommen möge und nicht etwa der Tschechoslowakei zugeschlagen werde. Wilson hatte sich von dem strengen Geruch der Gäste in seinem Wohlwollen nicht beirren lassen, nachmittags dann mit Königin Maria von Rumänien gespeist und gestritten, und die beiden Hirten bald wieder vergessen. Doch an dem Tag, an dem er den Versailler Vertrag unterzeichnete, erinnerte er sich, und ihn plagte ein schlechtes Gewissen. Die anrührende Szene steht sinnbildlich für die Leitthemen des Buches, für die Idee nationaler Selbstbestimmung, die sich in den beiden einfachen Hirten verkörperte und die auf das Wohlwollen eines von außen kommenden Befreiers angewiesen war. Sie steht auch für die Notwendigkeit, unverwirklichte Ansprüche durch geeigneten Minderheitenschutz zu befrieden, für gegenseitige emotionale Zuwendung, aber auch für den Konflikt zwischen zwei Nationen, denen Wilsons Sympathie gleichermaßen gehörte und der sich auch nachträglich nicht ohne weiteres lösen ließ.

Jena

Joachim v. Puttkamer

Kamil Ruszala: Galicyjski eksodus. Uchodzą podczas I wojny światowej w monarchii Habsburgów. [Der galizische Exodus. Flüchtlinge während des Ersten Weltkriegs in der Habsburgermonarchie.] Universitas. Kraków 2020. 479 S., Ill., Kt., Tab. ISBN 978-83-242-3681-7; e-ISBN 978-83-242-6529-9. (PLN 49,-)

Der Erste Weltkrieg brachte erstmals in umfassender Weise ein Problem in die Wahrnehmung der Öffentlichkeit, das jeder Krieg provoziert: Flüchtlinge. Neu war jedoch, dass sich der „große Krieg“ auch hinsichtlich des Flüchtlingsproblems viel umfassender auswirkte als jeder regional begrenzte Krieg zuvor. Während vor allem die politische Geschichte des Ersten Weltkriegs und seine Folgen historisch untersucht worden sind, fehlen zum Schicksal der Zivilbevölkerung umfassende, vergleichende und vertiefende Untersuchungen. Die inneren Folgen des Krieges und auch die durch ihn hervorgerufenen Fluchtbewegungen sind für die Habsburgermonarchie bislang nicht hinreichend diskutiert worden, obwohl sie von einer derart zentralen Bedeutung waren, dass sie zur Desintegration dieses Staatswesens beigetragen haben.

Galizien war das Kronland der Habsburgermonarchie, über das die Fronten des Ersten Weltkriegs am häufigsten hinweggezogen sind; jeder Frontwechsel und jeder Kampf brachten persönliches Leid, Plünderungen und Gewalt mit sich – und löste bei der betroffenen Zivilbevölkerung Angst und Schrecken aus. So fürchteten sich auch diejenigen, die bereits zu Kriegsbeginn aus Galizien flüchteten, aus verschiedenen Gründen insbesondere vor dem russischen Militär. Hinzu kam, dass Flüchtlinge mithilfe der Eisenbahn viel größere Entfernungen zurücklegen konnten als je zuvor. Daher verteilten sich die Flüchtlinge

aus Galizien, wie Kamil Ruszała in aller Deutlichkeit zeigen kann, über die gesamte Monarchie, wodurch auch Zivilbevölkerung hunderte Kilometer von der Front entfernt direkt mit den Kriegsfolgen in Berührung kam. Mehr noch: Im Rahmen der gerade entstehenden Massenmedien, d. h. der modernen Presse, wurde viel mehr über Flüchtlinge berichtet als zuvor, sodass die „Flüchtlingsfrage“ in der öffentlichen Meinung einen höheren Stellenwert erhielt.

Galicyjski Eksodus diskutiert nur einen vergleichsweise kurzen Zeitraum, aber dafür in einer angemessenen Tiefe, und deckt die zentralen Aspekte einer jeden Flüchtlingsgeschichte ab. Bereits der Titel verweist bewusst einerseits auf das biblische Motiv des Exodus und andererseits darauf, dass die umfangreiche Fluchtbewegung alle wichtigen nationalen Gruppen umfasste. R. hat dieses bislang für Galizien und für die Habsburgermonarchie insgesamt praktisch nicht erforschte Thema in beeindruckender Weise erarbeitet. Hierzu hat er seine Studie in fünf Hauptkapitel untergliedert, die einerseits den „Exodus“, d. h. die Flucht, das Leben der Geflüchteten in den aufnehmenden Regionen, den dort entstehenden Konflikt mit der einheimischen Bevölkerung, die entstehende Selbsthilfe der Geflüchteten und die Rückkehr nach Galizien nach der Wiedereroberung durch die Habsburgermonarchie thematisieren. Doch was erwartete andererseits die Flüchtlinge während der Flucht sowie nach ihrer Rückkehr? Aus dieser Frage ergeben sich, nachdem der Vf. „Flucht“ konzeptionell gefasst hat, als Schwerpunkte der Darstellung: die Analyse von Flucht bzw. der „Flüchtlingsfrage“ im „Großen Krieg“, die periphere Lage und die Nähe zur Frontlinie und die Folgen für die Betroffenen während der Flucht sowie der Rückkehr nach Galizien. R.s Studie integriert die Analyseperspektive „Flucht“ in besonderer Weise, indem er die Flüchtlingswelle von der staatlich-imperialen Peripherie in das Landesinnere hinein untersucht. Es gelingt ihm zu zeigen, wie eng auch unter den Kriegsbedingungen die galizische mit der habsburgischen Alltagsgeschichte verwoben war. Gerade der Flüchtlingsstrom aus Galizien verstärkte den bereits existierenden Konflikt zwischen Polen, Ukrainern und Juden.

R. arbeitet eindrücklich heraus, wie die Geflüchteten häufig zum ersten und einzigen Mal mit den anderen Nationalitäten des Reiches in Kontakt kamen. Während dieser Kontakte unter ganz besonderen Umständen ging es um die Sicherung der eigenen Existenz, also um Versorgung und Unterkunft. Und umgekehrt lernten die Einheimischen so auch andere Bevölkerungsgruppen der Monarchie kennen, für sie waren die Flüchtlinge jedoch eine Bedrohung, gerade hinsichtlich der Konkurrenz um Wohnraum und Versorgungsgüter. Die Bevölkerung vor Ort erlebte somit das „rückständige“, arme Galizien durch den Kontakt mit den Flüchtlingen. Für diese ging es um die Sicherung der eigenen Lebensumstände unter den Bedingungen eines kräftezehrenden Krieges. Die Konkurrenz zwischen den Gruppen während der Flucht und nach der Rückkehr nach Galizien um die insgesamt spärlichen Ressourcen führte, wie R. zeigt, zu verstärkten Stereotypisierungen und Abschottungen innerhalb der galizischen Bevölkerung und auch zwischen den Kronländern: Der Kampf um die Ressourcen führte während der Flucht zu einer Verhärtung der Konfliktkonstellation auch zwischen den Kronländern, zumindest aber zu einer Schwächung des solidarischen Zusammenhalts innerhalb der Monarchie. Da die finanzielle Unterstützung der Flüchtlinge durch Wien wiederum von den Einheimischen als Bevorzugung gelesen werden konnte, bildete diese Verhärtung einen Beitrag zum Zusammenbruch. Auch die Rückkehr nach Galizien verstärkte die Konflikte um Ressourcen zwischen den Nationalitäten – kriegsbedingt verschärfte sich die Armut, nicht zuletzt wegen der fehlenden Möglichkeit, die Äcker zu bestellen.

R. arbeitet anhand des „Galizischen Exodus“ Gründe dafür heraus, warum der Konflikt zwischen den Nationalitäten Galiziens sich im Kriegsverlauf verschärfte, aber auch, warum die übrigen Kronländer es ebenfalls an Solidarität mit den galizischen Flüchtlingen fehlen ließen. Damit ist nicht allein ein Werk über Flucht und das Schicksal von Flüchtlingen in einem fremden Land entstanden. Die Studie zeigt auch, wie Flucht im eigenen Land von Flüchtlingen und von der aufnehmenden Bevölkerung gewertet wird. Hiermit histori-

siert der Vf. ein in Konfliktregionen allgegenwärtiges Problem: Die aufnehmende Bevölkerung verhält sich nicht deswegen ablehnend, weil sie in moralischer Hinsicht verkommener wäre, sondern weil sie sich in ihren Lebensumständen durch den Kampf um Ressourcen bedroht sieht. Diese Historisierung von kriegsbedingter Flucht ist über den Beitrag zur galizischen Geschichte hinausgehend ein wichtiges Verdienst dieser Studie, die hoffentlich zu weiteren Forschungen zur Geschichte von Flucht in Konfliktregionen des östlichen Europa anregen wird.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Dimensionen der Gewalt. Ostmitteleuropa zwischen Weltkrieg und Bürgerkrieg 1918–1921. Hrsg. von Jochen Böhler, Włodzimierz Borodziej und Joachim von Puttkamer. (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 30.) Metropol. Berlin 2020. 154 S. ISBN 978-3-86331-523-8. (€ 16,—)

This collection of essays is devoted to the “long end” of the First World War in Central Eastern Europe and the violence raging in those regions into the 1920s. Here, the war did not end in 1918, but was transformed into new violent conflicts. The editors suggest “Central Eastern European civil war” as a conceptual framework to capture the phenomena in question. On the one hand, like Ernst Nolte’s “European civil war,” this concept refers to the underlying opposition between Bolshevik or “red” revolutionists and “white” counter-revolutionists which fed many of these conflicts. On the other hand, it refers to the simple fact that the struggle for new nation states and their territories turned people who had lived for centuries as rather peaceful neighbors in the Romanov and Habsburg empires into lethal enemies. The concept indeed mirrors the common ground of the articles quite well; however, the authors refer to it implicitly at best. The contributions can be grouped according to the following themes: peasantry, victimization of the weak, and workers’ violence.

Victimization of the weak is a common phenomenon in civil wars, and women and Jews are prime candidates to be targeted in the European context. The contributions of Angelique Leszczawski-Schwerk and Emily Gioielli provide further empirical evidence for this with the example of Polish female soldiers and Hungarian Jews respectively. In the Polish case, we see women not only as victims, but also with a degree of agency. This is not unheard of in the context of irregular wars, and examples from the Russian Civil War could be added. The white Hungarian terror against Jews seems to be very much in line with patterns of counter-revolutionary violence in the period, if more restrained according to the circumstances than in comparison, say, to Ukraine.

Jochen Böhler and Christopher Gilley discuss in their contributions peasants in Poland and Ukraine respectively. Böhler routs the typical nationalist myth of peasants as the bearers of national consciousness and the popular basis of the new emerging states in Central Eastern Europe. These myths have been cherished, even by many historians, until this very day because without considering peasants, there cannot be much talk about the nation, since they represented the overwhelming majority of the population. With the example of Poland, Böhler demonstrates that the peasants were not enthusiastic about the national elites’ message; they were often even not responsive at all, and were usually reluctant to take up arms for the national cause. This confirms what Ernest Gellner wrote about peasants and the nation,¹ and reminds the reader that peasants often displayed what Alf Lütke called “Eigensinn,” a world view which is partly incommensurable with that of the elites.² Similar vibes emerge through Gilley’s analysis of ideologies and slogans among Ukrainian peasant insurgents during the Russian Civil War. Language from the

¹ ERNEST GELLNER: Nations and Nationalism, Ithaca 2006, pp. 13–14.

² ALF LÜDTKE: Einleitung, in: ALF LÜDTKE: Eigen-Sinn: Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, pp. 9–22, here pp. 19–20.

time that sounds alien at first glance becomes more meaningful if we scratch the surface, and view it through the lens of the peasants' "Eigensinn." Gilley invites us to understand the *function* of these messages rather than their literal content. This probably means to interpret and to translate them as Orlando Figes and Boris Kolonitskii do in their studies about discourses and symbols in the Russian Revolution.³ There is no question that language played an important role during the period, as it usually does in human affairs. However, whether "fighting words" can serve as causal explanation for violence as the author seems to suggest is another question. There is not even a causal relationship between intentions and actions, and consequently even less so between words and actions. After all, the effect of words depends on the context in which they are uttered, so words alone do not cause anything, and we are referred back to a holistic understanding of complex social processes.

Different social spaces yield different forms of violence. And where a state is present and effective in practice and in the minds of the people, violence is usually not the first option, as Włodzimierz Borodziej and Maciej Górny demonstrate in their study of workers' milieus. This does not mean that violence is completely absent, but rather that it does not shape the situation and often remains in the form of threats. In a way, constellations like these are even more interesting for the study of the phenomenon than those where violence dominates the options of action and seems to 'reign' as a principle.

Jörn Leonhard's essay on the "ruptures of experience" and the "change of the form of violence" analyzes the impact of the First World War in a global perspective. We see new forms of organization, new levels of institutionalization, and new forms of ideological legitimization of violence; in Europe, we see an overall higher level and intensity of violent practice, more internal violence based on the "rule of suspicion," and last but not least, a higher mental preparedness to implement change in violent ways compared to pre-war conditions. The First World War sent shock-waves far beyond 1918 and Europe, and this seems to be its new quality, only shared to a degree with the effects of the French Revolution.

The title "dimensions of violence" is certainly well chosen. The contributions in this collection capture the diversity of the phenomenon of violence in general very well, and particularly highlight its complexity in post-First World War Central Eastern Europe.

Colchester

Felix Schnell

³ ORLANDO FIGES, BORIS KOLONITSKII: *Interpreting the Russian Revolution: The Language and Symbols of 1917*, New Haven 1999.

Mirosław Węcki: Fritz Bracht – Gauleiter von Oberschlesien. Biographie. Aus dem Poln. von David Skrabania. Verlag Ferdinand Schöningh. Paderborn 2021. XX, 634 S., Ill. ISBN 978-3-506-70713-0. (€ 78,—)

Der Kattowitzer Historiker Mirosław Węcki rekonstruiert in seiner umfangreichen Studie die Biografie des Gauleiters von Oberschlesien, Fritz Bracht (1899–1945). Trotz seiner wichtigen Stellung hat dieser bislang nur wenig Interesse bei Historikern geweckt, anders als dies etwa bei den Gauleitern der übrigen annektierten Gebiete wie etwa Arthur Greiser oder Erich Koch der Fall gewesen ist. Die politische Biografie, in der es dem Autor insbesondere um die Bestimmung der Rolle Brachts bei der Umsetzung der nationalsozialistischen Politik geht (S. X), beruht auf der flüssig übersetzten, 2014 in Polen veröffentlichten¹ Dissertationsschrift, die 2011 an der Schlesischen Universität in Kattowitz bei Ryszard Kaczmarek verteidigt wurde. Der Autor stützt sich auf Quelleneditionen,

¹ MIROSŁAW WĘCKI: *Fritz Bracht (1899–1945). Nazistowski zarządca Górnego Śląska w latach II wojny światowej* [Fritz Bracht (1899–1945). Nazi-Verwalter Oberschlesiens in den Jahren des 2. Weltkriegs], Katowice 2014.

Zeitzeugenberichte, Presseerzeugnisse sowie Aktenbestände, insbesondere aus polnischen und deutschen Archiven, und bezieht zur Kontextualisierung die breite polnisch-, deutsch- und englischsprachige Forschungsliteratur ein.

Das erste Kapitel zeigt Brachts politische Anfänge in Westfalen auf: Geboren in Heiden (Kreis Lippe), entstammte er einer Arbeiterfamilie evangelisch-reformierten Glaubens. Im Ersten Weltkrieg erhielt er zahlreiche militärische Auszeichnungen. Er ließ sich in Plettenberg im Sauerland nieder, woher seine erste und seine zweite Frau stammten, und verdingte sich als Arbeiter. 1927 trat er hier – kurz nach der Gründung des Ortsvereins – in die NSDAP ein. Der Autor weist nach, dass Bracht nicht – wie Historiker bislang vermuteten – auch Mitglied der SS war, und zeigt dessen erste Karrierestationen auf: von seiner Funktion als NSDAP-Ortsgruppenleiter und Leiter der SA-Schar in Plettenberg über die Position als Bezirksleiter für die Landkreise Altena und Olpe sowie den Stadtkreis Lüdenscheid ab 1928, seine Wahl 1929 in den Stadtrat von Plettenberg bis hin zu seinem Aufstieg 1931 bis 1935 zum Kreisleiter von Altena-Lüdenscheid (seit 1933 nur Altena) und zum Abgeordneten im Preußischen Landtag seit 1932. Der Vf. betont, dass Bracht auf seinen ersten Karrierestationen, bei denen der Gauleiter von Westfalen (Süd) und Schlesien Josef Wagner als sein Mentor fungierte, wesentliche Erfahrungen im effektiven Aufbau von Organisationsstrukturen erwarb, die ihm im Frühjahr 1935 den Karrieresprung nach Schlesien ermöglichten.

Im zweiten Kapitel behandelt W. die ersten Jahre Brachts als Stellvertreter Wagners und zeigt den Einfluss Brachts auf Stellenbesetzungen und organisatorische Angelegenheiten in Schlesien auf. Im dritten Kapitel geht es um die Zeit unmittelbar vor und nach Kriegsbeginn: die Vorbereitungen auf den Überfall auf Polen und den Aufbau nationalsozialistischer Strukturen in den dem Deutschen Reich angegliederten Territorien Oberschlesiens, einschließlich der Eingliederung des „Oststreifens“. W. analysiert die Entwicklungen, die zur Abberufung Wagners aus Schlesien, zur Teilung Schlesiens in die Gaue Ober- und Niederschlesien und zur Ernennung Brachts zum Gauleiter und Oberpräsidenten des neugeschaffenen NSDAP-Gaus Oberschlesien im Januar 1941 führten. Bracht – so stellt W. fest – habe es verstanden, sich als guter Organisator und konsequenter Umsetzer nationalsozialistischer Parteipolitik darzustellen und sich die Unterstützung einflussreicher Gegner Wagners zu sichern. Er habe ein konfliktfreies Verhältnis zu seinem Unterstützer Heinrich Himmler gepflegt, der ihn schon 1940 zum Beauftragten des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums (RKF) ernannt hatte.

Kapitel 4 betrifft Brachts Tätigkeit als Gauleiter von Oberschlesien. Der Autor charakterisiert ihn als einen Multiplikator der NS-Ideologie, wobei die wirtschaftliche Stärkung des Gaus und die Nationalitätenpolitik die beiden für ihn wichtigsten Problemfelder in Oberschlesien dargestellt hätten. W. rekonstruiert Verwaltungsvorgänge und Stellenbesetzungen und sieht Bracht weniger als einen charismatischen Führer, sondern eher als einen Anführer, der seine Position unter den Bedingungen ständig wechselnder Tendenzen und Interessen von „unten“ und von „oben“ habe behaupten müssen und Konflikte mit Untergebenen vermieden habe, sodass er als effektiver und „unproblematischer“ Verwalter wahrgenommen worden sei (S. 284 f.).

Im fünften Kapitel untersucht W. die Politik Brachts in seiner Funktion als Oberpräsident und Oberhaupt der Staats- und Parteiverwaltung. Bracht war als Vorgesetzter der Treuhandstelle Ost in Kattowitz für die Aneignung polnischen Vermögens verantwortlich und als Beauftragter des RKF maßgeblich für die Nationalitätenpolitik zuständig, die von ungleichen Rechten – wie etwa bezüglich der polnischen Bevölkerung die Erhöhung des Mindestalters bei der Eheschließung, geringere Löhne, ein Sonderstrafrecht und erhebliche Einschränkungen im Schulwesen – sowie von „An“- und „Aussiedlungen“ geprägt war. Diese Politik verortet der Autor im Spannungsfeld zwischen „Ideologie und Pragmatismus“ und verdeutlicht dies am Beispiel der Politik gegenüber den „Oberschlesiern“. Hier scheute Bracht nicht den Konflikt mit Himmler, der für die „Aussiedlung“ dieser sogenannten dritten Abteilung der Deutschen Volksliste eintrat. Ausgerechnet beim Besuch

Himmlers in Auschwitz im Juli 1942, der den Völkermord an den Juden weiter beschleunigte, sei es Bracht gelungen, Himmler zu einer „liberalen“ Vorgehensweise gegenüber den „Oberschlesiern“ zu bewegen. W. wertet dies als ein Paradox der nationalsozialistischen Volkstums- und Rassenpolitik. Auf der anderen Seite arbeitet W. auch heraus, dass Bracht für die Verhängung von Todesurteilen durch das polizeiliche Standgericht in Kattowitz und damit für die Ermordung tausender jüdischer und nichtjüdischer Polen verantwortlich gewesen ist.

Im sechsten Kapitel widmet sich W. gezielt der Mittäterschaft Brachts an der Verfolgung der Juden. Basierend auf der in diesem Punkt nur eingeschränkt vorhandenen Quellenüberlieferung sieht er Bracht als einen Verbreiter antisemitischer Propaganda und „eifrigen Vollstrecker der Verordnungen Himmlers betreffend die Juden“ (S. 459). Auch wenn Bracht zeitweise Befürworter der Zwangsarbeit von Juden, wie dem Sonderbeauftragten des Reichsführers SS für den fremdvölkischen Arbeitseinsatz, Albrecht Schmelt, entgegengekommen sei, wird doch deutlich, dass er den Völkermord nicht in Frage stellte, sondern befürwortete: Hier war die nationalsozialistische Ideologie langfristig wichtiger als pragmatische Erwägungen. W. hebt hervor, dass Bracht, der einen engen Kontakt zum Führungspersonal des Lagers Auschwitz pflegte, einer der wenigen Gauleiter war, die selbst Zeuge des Massenmords in den Gaskammern wurden – gemeinsam mit Himmler in Auschwitz im Juli 1942.

Das siebte Kapitel untersucht die Tätigkeit Brachts als Reichsverteidigungskommissar insbesondere ab Sommer 1944, die von einer rücksichtslosen Mobilisierung für den „Totalen Krieg“ und die Verteidigung der „Festung Schlesien“ geprägt war. Die Schuld für die verspätete und nur teilweise realisierte Evakuierung der deutschen Bevölkerung, der ausländischen Arbeiter, der Kriegsgefangenen und der Häftlinge von Auschwitz im Januar 1945 sieht W. dabei nicht nur bei Bracht, sondern auch bei anderen Nationalsozialisten.

Das achte Kapitel behandelt die letzten Lebensmonate Brachts, die durch seine Erkrankung, die Ernennung eines neuen Gauleiters und die durch Feldmarschall Ferdinand Schörner verhängte Festungshaft charakterisiert waren. Er sieht es – auch unter Heranziehung der Nachkriegsermittlungen – als sehr wahrscheinlich an, dass Bracht sich zu Kriegsende das Leben genommen hat.

W.s mit zahlreichen Illustrationen versehene Biografie reiht sich ein in die Täterforschung; sie ist keine integrierte Geschichte, die auch die Zeugnisse der Opfer, welche die Verfolgungspolitik anschaulicher machen würden, einbezieht. Insgesamt aber gelingt es W., den Lebensweg eines Arbeiters hin zum nationalsozialistischen Gauleiter differenziert aufzuzeigen und Brachts Politik in die Partei-, Verwaltungs-, Besatzungs-, Wirtschafts- und Verfolgungsgeschichte einzubetten. Insgesamt stellt die Studie in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung für die historische Ostmitteleuropaforschung dar.

Frankfurt am Main

Sara Berger

Klaus Kellmann: Dimensionen der Mittäterschaft. Die europäische Kollaboration mit dem Dritten Reich. Böhlau Verlag. Wien 2019. 2., durchges. Aufl. 666 S. ISBN 978-3-205-20053-6. (€ 50,-)

Klaus Kellmann versucht sich an einem wahren Mammutprojekt. In seinem vorliegenden Buch will er die Kollaboration von europäischen Ländern mit dem nationalsozialistischen Deutschland während des Zweiten Weltkriegs zusammenfassend darstellen. Da dieser Forschungskomplex so weitgefasst wie facettenreich ist, handelt es sich bei seinem immerhin 666 Seiten starken Werk zwangsläufig nur um eine Überblicksdarstellung. Sie widmet sich jedoch einem brisanten Thema. Seit Ende des Kalten Krieges interessieren sich einige Teile Europas zwar zunehmend dafür, wie einheimische Politiker, Behörden und mehr oder minder freiwillige Helfershelfer seinerzeit mit der deutschen Besatzungsmacht zusammenarbeiteten. In der Folge wichen gängige Narrative des heldenhaften Widerstands und reinen Opferstatus der eigenen Nation und seiner Bevölkerung vielerorts ei-

ner wahrheitsgetreueren Erinnerungskultur. Allerdings handelt es sich dabei um ein ungebrochen sensibles Thema, mit dem sich Politik und Gesellschaft in vielen ehemals von den Nationalsozialisten okkupierten Ländern besonders in Osteuropa immer noch recht schwertun, weil es emotional, moralisch und politisch aufgeladen ist.

Auf dieses Spannungsfeld weist auch K. eingangs seiner Studie hin, macht aber zugleich deutlich, dass es ihm nicht ausschließlich um eine rein deskriptive Skizze der europäischen Kollaboration mit dem „Dritten Reich“ geht. In seinem Buch sieht er nichts weniger als „einen Baustein für das sichere Fundament eines Europa von morgen“. Ihm zufolge solle es dem „Schlüssel- und Entscheidungsprojekt des gesamten 21. Jahrhunderts“ dienen, „nämlich der Frage, ob und wie es – idealiter als Ausdruck der Finalität des europäischen Integrationsprozesses – gelingen kann, ein gemeinsames europäisches Bewusstsein und eine gemeinsame europäische Identität zu schaffen“ (S. 9). Dieser Prozess könne laut Autor allerdings nur dann gelingen, wenn sich die Länder des Kontinents ohne Scheu und Skrupel auch dem dunkelsten Kapitel ihrer Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg und damit den vielfältigen Formen ihrer Zusammenarbeit mit dem NS-Regime bis hin zur Beteiligung am Holocaust stellen.

Bei diesem idealistischen Plädoyer für ein geeintes Europa und der gleichzeitigen Kritik an der bislang oft defizitären Auseinandersetzung mit der Kollaboration überrascht es, dass K. seine Analyse hingegen überwiegend auf deutsch- und englischsprachige Werke stützt. Selbst bei einem so ambitionierten Vorhaben kann zwar niemand von ihm verlangen, Literatur in der jeweiligen Landessprache sämtlicher untersuchter Regionen heranzuziehen. Dennoch verharnt er dadurch in einer eingeschränkten Perspektive, ohne tiefer gehende Erkenntnisse und Blickwinkel aus anderen betroffenen Gebieten hinreichend einzubeziehen.

In seiner Einleitung widmet sich K. zunächst der komplexen Frage, was Kollaboration überhaupt ist. Dabei zeigt er in aller Deutlichkeit auf, wie schwierig es ist, angemessene Antworten zu finden, was an der enorm großen Vielschichtigkeit des Phänomens liegt. Kollaboration betrachtet der Historiker letztlich „als einen komplexen, dynamischen Prozess, als permanentes Fluidum, das sich von einem Moment zum anderen kriegsrelevant verändern kann, und zwar für beide Seiten“ (S. 21). Als Schlüssel zu ihrem Verständnis sieht er die zeitabhängige Komponente „Kriegsverlauf“, die sich im Fall des Zweiten Weltkriegs durch den Erfolg oder Misserfolg der Deutschen an den Fronten darauf auswirkte, wie die Besetzten ihre eigenen Chancen und zugleich die Machtposition der Besatzer beurteilten.

Im Hauptteil seiner Studie nimmt K. insgesamt 24 Länder in ebenso vielen Kapiteln unter die Lupe. Für ihn ist „ein erkennbares, signifikantes Ausmaß an Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Deutschland“ (S. 23) das zentrale Kriterium dafür, welche Staaten er für seine Analyse auswählte. Dabei lässt er jedoch offen, was das genau bedeutet. Der Autor beleuchtet Nationen, die vom Deutschen Reich annektiert wurden, wie etwa die Benelux-Länder, oder mit ihm zumindest phasenweise mehr oder minder bereitwillig zusammenarbeiteten, wie etwa Dänemark, Rumänien und Ungarn. Daneben widmet er sich auch Ländern, die sich gegenüber dem NS-Staat zwar offiziell neutral verhielten, tatsächlich aber vor allem wirtschaftlich mit ihm kooperierten, weshalb er auch Schweden und die Schweiz betrachtet.

Für die einzelnen Länder wie auch in der Gesamtschau bündelt das Buch die bisherigen Erkenntnisse der Forschung zur Kollaboration. Dadurch führt es dem Leser eindrucksvoll vor Augen, wie sehr sich Einheimische zuweilen den nationalsozialistischen Besatzern anboten. Das galt vor allem für jene, die in einem beachtlichen Ausmaß die militärischen und polizeilichen Verbände der Deutschen verstärkten und deren Regime vor Ort sowie ihre gewaltigen Gebietsvorstöße erst möglich machten. An der Ostfront rekrutierten sich diese Truppen sogar zu einem Drittel aus Ausländern. Darüber hinaus wird deutlich, wie tief die Handlanger der Nationalsozialisten in den Judenmord verstrickt waren. In zahlrei-

chen Regionen legten viele von ihnen dabei eine erschreckend große Eigeninitiative an den Tag, wie z. B. in Italien, Norwegen und Litauen.

Ferner weist K. darauf hin, dass sich die „Herrenmenschen“ ihrer Kollaborateure in ganz Europa nur aus rein utilitaristischen Motiven bedienten und sie ausschließlich für ihre Eroberungs-, Besatzungs- und Vernichtungspolitik ausnutzten. Obwohl diese Hilfskräfte für die Deutschen in den okkupierten Territorien unverzichtbar waren, eröffneten sie ihnen keinerlei Perspektive als mehr oder minder gleichberechtigte Partner in einem geeinten Europa unter Hitlers Herrschaft. Dem stand die Rassenideologie der NS-Führungsspitze unvereinbar entgegen. Für die immense Bandbreite der Kollaborationshandlungen in den einzelnen Staaten fallen die entsprechenden Kapitel teils recht schlank aus und verdichten die Informationen ebenso stark. Gleichzeitig nimmt sich der Autor auch noch den Platz, um darüber hinaus jeweils zu beschreiben, wie sich seit Kriegsende bis heute dort die Erinnerungskultur entwickelte – ein Thema, das eigentlich nach einer eigenen Studie verlangt.

Während es im Text häufig zu grundlosen Tempuswechseln kommt, wirkt der bisweilen bildhafte Schreibstil arg schwülstig. So charakterisiert K. beispielsweise die einheimische Polizei der besetzten Länder, ohne deren Beitrag der Holocaust nicht möglich gewesen wäre: „Sie war der *nervus rerum* in der zur Todesbank führenden Einbahnstraße“ (S. 564). Über die deutschen Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die bei Kriegsende nach Dänemark gelangten, weiß der Historiker zu berichten: „Alle Babys sind verhungert. In den einzelnen Lagern sind mehr deutsche Flüchtlinge umgekommen als Dänen während des Krieges“ (S. 548). Was dieser erschütternde Aspekt aber mit der Kollaboration zu tun haben soll, begründet er nicht wirklich. Eine solche Diktion könnte sein Ziel konterkarieren, dass sich die europäischen Staaten auf Basis nüchterner Fakten diesem Thema unvoreingenommen stellen, um nicht zuletzt dadurch zu einer gemeinsamen Identität zu gelangen.

Doch wie K. nach seinem nach Ländern geordneten Überblick in einem abschließenden Kapitel selbst bilanziert, ist eine solche trotz bisheriger Erfolge noch in weiter Ferne, weil viele Länder des Kontinents weiterhin nur wenig Engagement zeigen, ihre eigene Mitverantwortung im Krieg und am Völkermord an den Juden angemessen aufzuarbeiten. Ob es seine Studie überhaupt leisten kann, für diesen Prozess essenzielle Impulse zu liefern, bleibt ohnehin fraglich. Wichtiger ist jedoch, dass sie einen durchaus wert- und verdienstvollen Beitrag für die Kollaboration europäischer Staaten mit dem NS-Regime darstellt. Aufgrund der Kritikpunkte eignet sie sich aber nur bedingt als Nachschlagewerk zu diesem äußerst komplexen Sujet. Trotzdem appelliert der Vf. mit seiner Schrift indirekt daran, die Expertise der transnationalen Forschungsgemeinschaft zu bündeln und seine zahlreichen Facetten in einem gesamteuropäischen Gemeinschaftsprojekt zu erforschen.

Gröbenzell

Sven Deppisch

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Band 10: Polen: Die eingegliederten Gebiete August 1941–1945. Bearb. von Ingo Loose. De Gruyter Oldenbourg, Berlin – Boston 2020. 862 S., 2 Ill. ISBN 978-3-11-036497-2. (€ 59,95.)

Dass der deutsche Genozid für jüdische Akteure bereits lange vor dem industriellen Massenmord begonnen hatte, wussten die Partisanen des Wilnaer Gettos und warnten zu Beginn des Jahres 1942 alle Juden in den sogenannten besetzten Ostgebieten: „Die Ausrötung ist ein systematischer Prozess, der früher oder später alle treffen wird. Hier herrscht das politische Programm über alle wirtschaftlichen Faktoren.“ Dieses Zitat aus der Einleitung blickt auf die Folgen nationalsozialistischer Judenverfolgung in Osteuropa bis Ende 1941 zurück. Der große Verdienst des Bearb. dieses zehnten der auf 16 Bände angelegten Edition ist es, den Stimmen der Verfolgten dieses Dezimierungsprozesses eine starke Stimme zu verleihen. Ingo Loose, der über die notwendigen Kenntnisse der Sprachen verfügt und ein ausgewiesener Kenner der osteuropäischen Archive ist, hat für seine

Recherche auch jiddischsprachige Dokumente berücksichtigt, etwa den Brief eines jüdischen Zwangsarbeiters aus dem Lager Posen-Steineck im Februar 1942 in lateinischer Schrift, adressiert an die „Liebe szwester“. Diese soll beim Bruder im Warschauer Getto nachfragen, ob er nicht an „seine familche“ in Belgien mit Bitte um eine Geldsendung – „in ein brif bis 5 mark“ – schreiben könnte. Ganz unmittelbar wird dem Leser so die sprachliche Verwandtschaft von im Mittelalter von Süddeutschland nach Polen ausgewanderten Aschkenasim zu ihren Verfolgern bewusst.

Wegen der ausgesprochen guten Überlieferung der Akten in den polnischen Archiven für den Untersuchungszeitraum ab August 1941 ergibt es Sinn, für die sogenannten eingegliederten Gebiete zwei separate Bände anzubieten, während der vierte Teilband die Verfolgung der polnischen Juden auf dem gesamten deutsch besetzten Territorium Polens bis zum August 1941 dokumentiert. Egodokumente, Regierungsverordnungen, Zeitungsartikel, Tagebucheinträgen, Gettochroniken oder Gerichtsurteile – die Auswahl an 285 zeitgenössischen Quellen ist vielseitig. Wie auch in den anderen Bänden haben die Hrsg. besonders darauf geachtet, dass Opfer- und Täterquellen gleichermaßen Eingang in den Textkorpus finden. Für diesen Fall der annektierten Gebiete, also die Reichsgaue Danzig-Westpreußen und Wartheland, die Regierungsbezirke Kattowitz und Zichenau sowie den Bezirk Białystok, übersteigt sogar die Anzahl Dokumente jüdischer Autorenschaft die nicht-jüdischer Autoren. Insofern fällt die auch bereits in anderen Bänden zu erkennende Diskrepanz zwischen der Betonung der Täterperspektive in der Einleitung und der stark repräsentierten Perspektive der Verfolgten im Quellenteil dieses Mal noch deutlicher ins Auge.

Diese editorische Entscheidung schmälert jedoch nicht die Verdienste von L.s hervorragender Einführung, der seinen Band im Dreieck zwischen der antijüdischen Politik der Reichsstatthalter und Gauleiter, den Versuchen der Judenräte, ihren Gemeinden ein Überleben zu ermöglichen, und den nichtjüdischen Reaktionen auf die NS-Verbrechen verortet. L. kann auf Grundlage seiner Dokumente zeigen, dass es – ganz anders als im Generalgouvernement – in den eingegliederten Gebieten um die Ansiedlung von hunderttausenden „Heim ins Reich“ geholter Auslandsdeutschen ging. In diesem Zusammenhang weist er richtigerweise auf einen weiteren entscheidenden Unterschied zur „Judenpolitik“ unter der Verwaltung von Generalgouverneur Hans Frank hin. Während in beiden Gebieten deutscherseits kaum Zweifel an der Notwendigkeit an der Eliminierung der jüdischen Bevölkerung bestand, habe es im Warthegau Spielräume für einen aus Sicht der Besatzer produktiven Einsatz jüdischer Arbeiter u. a. im Auftrag der deutschen Verwaltung oder deutscher Unternehmen gegeben. Das exemplifiziert L. einleitend an den Judenratsvorsitzenden Chaim Rumkowski (Łódź) und Moshe Merin (Oberschlesien). Beide Vertreter der jüdischen Selbstorganisation setzten konsequent auf die Option „Arbeitseinsatz“, weil den dortigen deutschen Lokalverwaltungen und Privatfirmen sehr daran gelegen war und sie diese Arbeit teilweise entlohnten. Selbst wenn bereits zwischen 1940 und 1942 beinahe 30 000 Menschen Hunger und Krankheiten erlitten, hätten dennoch viele der bis zu 60 000 Arbeiter im Getto Łitzmannstadt dank der Hungerlöhne überleben können (S. 20 f.). Im Vergleich zu Rumkowskis Losung „Unser einziger Weg ist Arbeit“ war den Judenräten im Generalgouvernement bewusst, dass Arbeit ganz im Gegenteil das deutsche Konzept war, um die Pauperisierung und den Hunger unter den polnischen Juden noch zu verschärfen. Abseits der großen Gettos seien aber deutsche Behörden ähnlich wie im Generalgouvernement bestrebt gewesen, die sogenannten Jüdischen Wohnbezirke „und die mit ihnen verbundenen Kosten so schnell wie möglich loszuwerden“ (S. 36). Die Bilanz dieses Schreckens hat L. an anderer Stelle in Zahlen ausgedrückt. Während sich die Anzahl der ethnischen Deutschen bis April 1944 vervierfachte, waren es weniger als drei Prozent der rund 453 000 jüdischer Einwohner, die den Verbleib im „Warthegau“ überlebten.¹

¹ INGO LOOSE: Wartheland, in: WOLF GRUNER, JÖRG OSTERLOH (Hrsg.): The Greater German Reich and the Jews. Nazi Persecution Policies in the Annexed Territories 1935–1945, New York 2015, S. 189–218, hier S. 209.

Die Quellen aus insgesamt 24 verschiedenen Archiven fügen sich zu einem Standardwerk für künftige Generationen von Holocaustforschern. Die Gründe für die etwas vernachlässigte Perspektive der Opfer in der Einleitung dürften auch darin zu suchen sein, dass der Bearb. sich eben nicht auf die eine oder andere Akteursebene beschränken mochte, sondern sich mit seiner Quellenauswahl auf eine institutionengeschichtliche Ebene begibt. Dieser Ansatz hat sich in den vergangenen Jahren vor allem im Zusammenhang mit der Erforschung der verschiedenen Ressorts der Reichsverwaltung und deren Tätigkeit in den besetzten Gebieten als fruchtbar erwiesen. Das kann insofern überzeugen, als die schiere Masse an involvierten Behörden auf den verschiedenen deutschen und nichtdeutschen Verwaltungsebenen einen bleibenden Eindruck von der Universalität der Judenverfolgung in diesen Gebieten vermittelt. Repräsentativ für, auf der einen Seite, die Komplizenschaft deutscher Stellen beim Genozid und, auf der anderen Seite, die verzweifelten Versuche jüdischer Akteure, das Tempo des Völkermords zu verlangsamen, stellt der Band Dokumente von Täter- und Opferseite nebeneinander. Da beklagt die NSDAP-Kreisleitung Hohensalza am 7. November 1941 die zu große Freizügigkeit für die in den Arbeitslagern des Kreises untergebrachten Juden. In der Folgequelle, datiert zwei Tage später, kann man nachlesen, wie der Białystoker Judenrat an alle Bewohner appelliert, Steuern zu zahlen und der Arbeitspflicht nachzukommen, um das Getto ernähren zu können (Dok. 37, 38).

Einem aktuellen Trend der Forschung folgend, beurteilt L. die Rolle der polnischen Bevölkerung während des Judenmords vorwiegend negativ (S. 55). Das wirkt insofern teilweise etwas spekulativ, als Historiker die Haltung der nicht-jüdischen Polen bisher noch gar nicht repräsentativ untersucht haben. Es verwundert auch deshalb, weil die abgedruckten Quellen eine andere Sprache sprechen. Dok. 219 dokumentiert, wie ein christlicher Pole eine Jüdin nach der Räumung des Gettos von Dąbrowa Górnicza, also trotz höchster Gefahr für das eigene Leben, versteckte. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch das Todesurteil des Sondergerichts Litzmannstadt gegen das Ehepaar Wilczynski, das zuvor Juden gegen Entgelt versteckt hatte (Dok. 250), sowie das Todesurteil des Sondergerichts gegen den polnischen Landwirt Kazimierz Szkop, der „durch das Beherbergen und Verpflegen der Juden das Wohl des deutschen Volkes geschädigt“ haben soll (Dok. 260). Besonders berührend ist der Abschiedsbrief von Sarah und Yehiel Gerlitz aus Bendsburg an ihre sechsjährige Tochter Yehudit, die sie zuvor bei der polnischen Familie Florczak versteckt hatten: „Ich flehe Dich daher an, mein teures, einziges Kind, klage uns nicht an. Versuche gütig zu sein wie Dein Vater und Deine Vorfahren. Liebe Deine Ersatzeltern und ihre Familie, die Dir sicherlich von uns erzählen werden. Ich möchte, dass Du das Opfer Deiner Ersatzeltern zu schätzen weißt und dass Du ihr Stolz sein wirst, damit sie niemals einen Grund haben werden zu bereuen, Dich freiwillig zu sich genommen zu haben“ (Dok. 257).

Die größte Forschungsleistung des Bearb. schlägt sich mutmaßlich in den äußerst nützlichen Fußnoten und Anmerkungen zu den Quellen nieder. Dort erfährt der Leser nicht nur etwas über die Archive, in dem die Originaldokumente heute aufbewahrt werden, sondern auch Lebensdaten zu weiteren Akteuren aus den Quellen; etwa den Hinweis, dass die Retter der kleinen Yehudit 2010 von Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern geehrt wurden. Aus Sicht des fachkundigen Publikums ist ein wenig zu bedauern, dass die Hrsg. für die gesamte Editionsreihe auf bibliografische Angaben zur Herkunft dieser Zusatzinformationen verzichteten. Abschließend mag man den Wunsch äußern, dass über die avisierte englische Gesamtedition hinaus jene Bände der Edition, die sich wie der vorliegende auf das besetzte Polen beziehen, zukünftig auch einem polnischsprachigen Publikum zugänglich gemacht werden.

Frankfurt (Oder)

Frank Grelka

Anikó Boros: Die Ermordung ungarischen Juden 1944 in Pusztavám. Zeugenschaft und Erinnerung im transnationalen Kontext. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 49.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2020. VIII, 286 S., 11 Ill., 2 Kt. ISBN 978-3-87969-445-7. (€ 55,-)

Anikó Boros' book is a welcome addition to the historiography of the Holocaust in Hungary, of Hungarian-German history, of memory culture, and of how to use testimonies as sources. It is a book rich in arguments, thoughts, and documentation.

The Holocaust arrived late in Hungary, but it arrived with a vengeance. Many studies of the Hungarian Holocaust focus on the deportations to Auschwitz in the spring of 1944 or on the various attempts to save Jews in Budapest, and more recently on the first Hungarian deportation of Jews, already in the summer of 1941, to Kamenetsk-Podolsk. There have been fewer studies of a massacre of Jews on Hungarian territory.¹

B. focuses on the mass killing in Pusztavám that took place on 16 October 1944. She examines who lived in the village (mainly Hungarian Germans), who the Jews were who found themselves there in 1944, and who was involved in the killing, as well as how people remembered and explained what happened after the fact. Pusztavám was a Hungarian-German village until the end of the war; the inhabitants were mainly members of the German minority (Danube Swabians who probably settled there in the eighteenth century). Like many Hungarian-German villages during the war, Pusztavám had a local chapter of the Volksbund der Deutschen in Ungarn (a National Socialist organization based in Hungary). In the autumn of 1944, two Jewish labor service companies were stationed in Pusztavám. These labor service companies consisted of Jewish servicemen who were compelled to serve the Hungarian military during the war. They were not soldiers per se; they were supposed to assist the army. When news arrived in October 1944 that the leader of Hungary, Miklós Horthy, was going to conclude a peace agreement with the Allies, the Jewish members of the labor service companies stationed in Pusztavám rejoiced. When the peace did not arrive and Horthy was removed from power and replaced with the leader of the Hungarian Arrow Cross, Ferenc Szálasi, more than 200 Jewish forced laborers in Pusztavám were rounded up and murdered.

After the war, several investigations were conducted in order to determine what had taken place in Pusztavám and bring those responsible to trial. Already in 1947 the Székesfehérvár People's Court reached a verdict, but the judgment was not enforced and those involved were not identified. Instead the memory of the mass murder in Pusztavám has been and continues to be "fought over, manipulated, and instrumentalized" (p. 2). This is why there has thus far not been a satisfactory study of this massacre, and why this book fills a gap in the research.

In order to investigate this mass murder, and especially the memory of what happened, B. has analyzed more than two hundred testimonies, thousands of pages of documents, and hundreds of articles, newspapers, and sites of remembrance. She approaches this material from the perspective of memory studies, seeking to demonstrate that the testimonies, many of which were originally collected as legal evidence, can also provide insight concerning larger macro events at the time the testimonies were collected.

In her analysis of the testimonies (this is the longest section of the book), B. describes how such accounts are subject to the tension between fiction and non-fiction, as well as between trust and distrust. She also demonstrates how the interviewer was involved in framing and giving meaning to the testimonies.

An important aspect of B.'s study is the competitive victimhood that is evident in the testimonies. Several Pusztavám witnesses presented themselves as victims of Volksbund activities during the war, thereby diverting attention from the victims of the mass murder.

¹ TAMÁS STARK, GEORGE EISEN: The 1941 Galician Deportation and the Kamenets-Podolsk Massacre: A Prologue to the Hungarian Holocaust, in: *Holocaust and Genocide Studies* 27 (2013), 2, pp. 207–241.

Hungarian authorities were also interested in focusing on the crimes of the Volksbund and Hungarian Germans, not necessarily on crimes against Jewish members of the labor service companies. B. sometimes refers to these kinds of testimonies as opportunistic. The competition for interpretation was frequently between explanations concerning escape, expulsion, and the Holocaust. This resulted in a lack of investigations—or at least of thorough ones—into the history of the mass murder of Jews in Pusztavám.

A new kind of testimony began to appear with the video interviews carried out by the Shoah Foundation's Visual History Archives at the University of Southern California.² Now the interviewers' questions could be heard, and gestures, narrative speed, and style could all be seen. There were new aspects to interpret, as well as new ways to analyze the testimonies concerning the mass murder in Pusztavám.

This is a very important book; one that deserves to be read by a wide audience. Scholars and students interested in the Holocaust in Hungary and the Holocaust in general will find this study fascinating. It should also be read by individuals interested in both Hungarian-German history and Hungarian as well as East Central European history more generally. When this reviewer conducted research on the Hungarian Germans, it was quite difficult to find material on Hungarian Germans and the Holocaust. This book provides a starting point for further research and should also spark a more thorough conversation about what scholars can learn from such testimonies.

Chattanooga

John C. Swanson

² <https://sfi.usc.edu/about> (2021-10-31).

Violent Resistance. From the Baltics to Central, Eastern and South Eastern Europe 1944–1956. Hrsg. von Michael Gehler und David Schriffl. Ferdinand Schöningh. Leiden u. a. 2020. XI, 457 S. ISBN 978-3-506-70304-0. (€ 72,90.)

In recent years, historians have begun to devote increasing attention to a fact of which many inhabitants of Eastern Europe have long been aware: that violence and warfare did not end with the German capitulation in May 1945. After the defeat of the Axis powers, paramilitary and partisan groups engaged in armed struggle, and efforts to resist Communist rule and Soviet hegemony continued across the eastern half of the European continent for years.

This is the focus of the collection edited by Michael Gehler and David Schriffl, which contains 18 contributions from a conference on “Armed Resistance in Eastern Europe between 1945 and 1956” held in Vienna in 2017. It brings together well-researched articles about the “postwar” anti-Communist resistance in almost all the countries of Eastern Europe. (The exception is Latvia and its role in the guerrilla war of the “Forest Brothers” across the Baltic countries until 1956.) Not only does the collection reveal the extent of the violence that affected Eastern Europe after 1945, it also sheds light on contemporary European politics. As Schriffl notes in the introduction, the contributions clearly show “the importance that national narratives now give to the anti-Communist resistance as a focal point of self-identification” (p. 3).

What is the picture that emerges from the detailed accounts assembled here? It comes as no surprise that the resistance struggles in the various countries of Eastern Europe showed considerable diversity. As Sch. points out, “Every country, every society fought its own battles” (p. 10). Some (like in Lithuania) were more successful than others (e.g., Estonia) in mobilizing a significant military force; in some instances, resistance groups had grown out of the struggle against German occupation (e.g., the Armia Krajowa in Poland), while in others supporters of the resistance had collaborated with the Germans against the Soviet Union (e.g., in the Baltic countries). In some cases (e.g., in Ukraine) there was unofficial friendly interaction between anti-Communist and Soviet forces; and while some (e.g., the Forest Brothers, particularly in Lithuania) engaged in significant military vio-

lence and suffered thousands of casualties, in Czechoslovakia, anti-Communist resistance was “predominantly non-violent” (p. 183). In the Yugoslav lands, where postwar Communist rule was the product of home-grown partisans rather than Soviet pressure, and where postwar violence was substantial, the Tito regime was more than capable of hunting down its enemies; in Hungary, there was no substantial resistance during the immediate postwar period, but an explosion of anti-Soviet violence in 1956.

It thus is difficult to disagree with Monica Ciobanu (quoted by Roland Clark in his contribution on Romania) that “there is no single master narrative of repression and resistance to Soviet occupation and communization” (p. 310). Nevertheless, the resisters did share common features: they opposed Communism in Eastern Europe; they were nationalist and supported national independence (and many, such as the Romanian legionaries, saw their struggle as a defense of religion); they received support from rural populations opposed to collectivization; their proponents often received help from Western intelligence organizations and hoped (in vain, as it turned out) for Western military intervention against the Communist regimes; they were examples of what we now describe as asymmetric warfare (discussed in a general essay by Keith Dickson and referred to by a number of the contributors); and, by the mid-1950s, they had been crushed.

Many postwar resistance movements had roots in the period of German occupation—in some cases they had collaborated with the Wehrmacht, and in other cases had fought against the German occupiers—and a number of the contributions (e.g., those on Poland and Ukraine) devote space to the often complicated origins of these movements. Nevertheless, the resistance struggles in Eastern Europe after the Second World War were all fueled by a combination of anti-Communism and nationalism; in the words of a resistance group in Bulgaria, their fight was against “Russian slavery and communist terror” (p. 404). These interests were bound up with one another: as Beata Katrebova Blehova notes for Slovakia, “it is hardly possible to separate primarily anti-Communist resistance from the nationalist component” (p. 193). Not only did Communism—in the shape of collectivization and persecution of political enemies of the Left—alienate and threaten the lives and livelihoods of millions of people, but its servility to the USSR also appeared to betray national identity and national interest. More positively, anti-Communist resistance could serve as a means of building and mobilizing national identity.

At the same time, close examination of those associated with the resistance struggles reveals that motives could be less than clear-cut, that the anti-Communist resistance movements were often permeated with xenophobia and antisemitism, that contingency and opportunism often played a significant role, and that it would be mistaken to view them as straightforward expressions of ideological commitment. This observation cuts across both the narrative favored by the USSR and its satellites in which resisters appear as “bandits” and “fascists” (a label that in some cases was richly deserved, as Alexander Statiev makes clear in his description of the Organization of Ukrainian Nationalists), and that favored by post-1990 nationalists who look to the resisters to find heroes and regard the postwar anti-Communist underground as “the cornerstone of national historical policy” (as Rafał Wnuk notes in his analysis of Poland following the electoral success of the Law and Justice Party in 2015 (p. 112)).

Much of this collection details the campaigns to suppress the resistance movements; such research has become possible since the collapse of Eastern European socialism because historians now have access to the files of security apparatuses. The failure of the Western powers to intervene openly on the side of the resisters (despite the hopes and expectations of many of them, and despite the covert efforts of the CIA), the overwhelming force at the disposal of the Stalinist state, and the successful combination of repression, persecution, and de-escalation made this inevitable. It was not until the 1980s that popular opposition to Communist rule regained momentum and eventually proved successful. In a sense, the postwar states of Eastern Europe are heirs—both for good and for ill—of the failed anti-Communist resisters of the late 1940s and early 1950s.

The articles assembled here serve important functions, both individually and collectively. Some tend to be more analytical (e.g., Olaf Mertelsmann on Estonia); others tend more towards the descriptive (e.g., Vyktas Vaitkevičius on Lithuania, or Cosmin Budeancă's account of armed anti-Communist resistance in Romania); and some (e.g., Ioana Ursu's fascinating discussion of women in the Romanian anti-Communist resistance, and Valentin Voskresenski's fine wide-ranging discussion of the Goryani movement in Bulgaria) admirably combine the two. Many contributions include useful, often extensive guides to the literature in the languages of the countries being investigated and to sources of documentary evidence. Together these shed considerable light on Europe's early postwar years, and thus on contemporary European history more generally. This collection will therefore serve as a valuable reference work, and clearly was intended as such—a reason that the publication is in English, enabling it to reach a wider international readership (although in places the prose might have benefited from a more rigorous editorial hand). For similar reasons, a glossary of the (very numerous) abbreviations in the articles would also have been useful.

Nevertheless, this collection could have been enhanced with an extended introduction (or concluding essay) outlining the broader context of the materials presented and addressing general interpretative themes: How does our understanding of this violent resistance change the ways in which we understand the history of postwar Europe generally? Is the phenomenon presented in so many richly detailed articles simply a matter of doomed anti-Communist rebellion as the Stalinist tyranny was imposed in Eastern Europe? How does the story that unfolds here contribute to what might be described broadly as memory politics in Eastern Europe?

In sum, this collection comprises an important work of reference, buttressed by well-drawn maps and useful bibliographies. While it offers a wealth of detail about the postwar struggles in Eastern Europe, the impression persists that the forest is sometimes being missed for the trees.

York

Richard Bessel

Lukasz Krzyzanowski: Ghost Citizens. Jewish Return to a Postwar City. Aus dem Poln. von Madeline G. Levine. Harvard University Press. Cambridge, MA 2020. 333 S., Ill. ISBN 978-0-67-498466-0. (\$ 35,—.)

“Shortly after liberation, Jewish survivors returned to their native villages, towns, and cities, but no one awaited them; no relatives, friends, or neighbors were there to greet them.” And their former homes “were occupied by others and no longer belonged to them.”¹ An increasing library of scholarship has documented the unthinkable yet sadly human tragedy that befell Holocaust survivors in immediate postwar Poland, when a great many of their non-Jewish neighbors met them with hatred, even violence, rather than Christian compassion or pity. While Jan Gross's graphic 2006 investigation of the 1946 Kielce pogrom triggered extensive scholarly and popular discussions,² Lucjan Dobroszycki's 1994 classic (quoted above) laid the groundwork for such research with its sweeping analysis of the circa 230,000 Jews across immediate postwar Poland, of whom only 89,000 remained by March 1947 and 5–7,000 after the antisemitic persecution of 1968/69.³ Like Dobroszycki, many researchers were survivors themselves: Szimon Redlich wrote about his formative years in the short-lived Łódź community,⁴ while Jakob Egit revisited his experiences as the leader of a community in Lower Silesia, where chaos amid the expulsion of Germans temporarily spared Jews from persecution on the scale of that in the

¹ LUCJAN DOBROSZYCKI: *Survivors of the Holocaust in Poland*, Armonk 1994, p. 5.

² JAN GROSS: *Fear: Anti-Semitism in Poland after Auschwitz*, Princeton 2006.

³ DOBROSZYCKI, pp. 26–27.

⁴ SZIMON REDLICH: *Life in Transit: Jews in Postwar Lodz, 1945–1950*, Boston 2010.

Polish heartland.⁵ Adding to this plethora of case studies was Łukasz Krzyżanowski's 2018 article on survivors in Kalisz.⁶ Drawing upon archival material and interviews, he humanized their fleeting attempts to make lives in the trauma-laden spaces that had been their home and (thanks to their neighbors) never could be again.

This English-language translation of K.'s 2016 monograph⁷ is fresh and timely in two ways. First, K. exploits his distinctive background as the descendent of non-Jewish *neighbors*, rather than survivors, to gain access to oral testimonies across the local terrain where he grew up: Radom, a central Polish industrial town typical for its size, its rich Jewish past, and the starkness of that past's absence in the present. One-third of the town's 90,000 inhabitants were Jewish in 1939, most of them concentrated in the historic core where the Nazis established a ghetto. Second, K. has tenaciously gathered testimonies and widely dispersed records with a sense of urgency before witnesses are lost forever. "Most of their stories have not been recorded in history as anything special," he reflects. "They were ordinary people living in extraordinary times, whose fates, I am convinced, are worthy of being told. Studying the fates of ordinary people provides better insight into the wider social processes and daily life of a society than does focusing on privileged and exceptional individuals" (p. 3). Informed by the larger context in which his story takes place, K. delivers an evenhanded account of the bitter tragedy that befell his hometown's Holocaust survivors. Aided by formal and informal interviews, K. deciphers IPN security archives in Warsaw, Kielce, Radom, and Gdańsk, survivor repositories in the United States, and the uniquely intact records of Radom's District Jewish Committee (Okręgowy Komitet Żydowski, OKŻ). While most OKŻ files vanished after 1950, the Radom collection survived by chance, "packed in three cabinets, two chests, and several sealed parcels" in a remote site at the edge of town (p. 4). When students from a nearby school started using Hebrew-language archival materials as scrap paper, the secret police seized what was left in 1974 and (finding it less than useful) put it in the state archive.

In tune with preceding scholarship, K.'s four terse chapters retrace how a survivor community largely dissolved due to persecution from Polish neighbors and Communist authorities. Surveying the context of increasing antisemitism, nationalism, and segregation before 1939, the first chapter notes that Poles active in "anti-Jewish agitation, on picket lines outside Jewish shops, and in beatings were definitely a minority," but so, too, were those who actively defended Jews (p. 18). Most Christian neighbors were simply passive, sustaining professional interchange alongside a general dislike of Jews. A surviving testimony from a prewar Jewish city council member articulates how this latent hatred exploded under Nazi rule, when Polish inhabitants "began looting, collecting the most beautiful furniture, objects, bedding, jewelry. The local population immediately began demonstrating its hatred of Jews. Children would run after a Jew and call out, 'Jude, Jude'" (p. 21). Drawing from Polish accounts and a wealth of scholarship on other cases, K. concludes that Poles were not only fully aware of "the annihilation of the Radom Jews" but that this compliance also shaped their bearing toward Jews after the Holocaust (p. 29).

Compared to the often happy accounts of Poles who returned home to find their houses waiting with loved ones inside, Jews came back to find Radom "a social void, even if they recognized the walls and streets of their native city" (p. 55). In a climate of unemployment,

⁵ JAKOB EGIT: *Grand Illusion*, Toronto 1991; AGNIESZKA ILWICKA assesses Egit in: *Grand Illusion? The Phenomenon of Jewish Life in Poland after the Holocaust in Lower Silesia*, in: *Person and Challenges* 4 (2014), 2, pp. 97–125.

⁶ ŁUKASZ KRZYŻANOWSKI: *An Ordinary Polish Town: The Homecoming of Holocaust Survivors to Kalisz in the Immediate Aftermath of the War*, in: *European History Quarterly* 48 (2018), 1, pp. 92–112.

⁷ ŁUKASZ KRZYŻANOWSKI: *Dom, którego nie było: Powroty ocalałych do powojennego miasta* [The House that Never Existed: The Return of Survivors to a Postwar City], Wołowiec 2016.

criminality, and scarcity, “the survivors’ joy at liberation and hopes of finding their loved ones and rebuilding” soon “collided with a wall of human indifference, dislike, and often enmity. Disillusionment quickly gave way to fear” (p. 61)—or even violence, as the second chapter shows. Throughout the first months after liberation, Jews—as “the most defenseless and most vulnerable inhabitants in the postwar city”—suffered violence that was abetted by local authorities and Catholic clergy (p. 79). Cows grazed on the Jewish cemetery, and Poles often destroyed the gravestones of their Jewish victims the very night after a body was interred.

While most Jews had already fled in August 1945 in response to hateful flyers, as the third chapter recounts, Radom’s heavily armed remnant banded together as “ghost citizens—physically present, but socially nonexistent for the majority of the city’s inhabitants. At the same time, in their closed communities the survivors undertook efforts to rebuild life under new conditions, in a reality whose every aspect was marked by the Holocaust” (pp. 135–136). The unveiling of a Holocaust monument in August 1950, comprised of rubble from Jewish tombstones on the site of the former synagogue, marked “the symbolic conclusion” of Jewish life in Radom (p. 203).

As it contrasts postwar legal codes with actual behaviors, the fourth chapter offers repeated cases wherein Jews surrendered property claims as the “price” of attempting a postwar life in Poland, while the state seized enterprises classified as “post-Jewish” (pp. 233, 241). Survivors often had to buy back old personal effects “such as a mother’s sugar bowl” as dear heirlooms they took with them (p. 255). The end result, K. concludes, is that “the transfer of Jewish property into non-Jewish hands and the surrender of private property to the state,” which had started “in the period of German occupation,” seamlessly “continued afterward” (p. 264).

Through his intimate reconstruction of complex human lives in post-Holocaust Radom, K. not only reinforces an incontrovertible scholarly consensus but also delivers a hard-hitting admonition to his fellow Poles to wake up to “the bitter fact that they live in a post-genocidal land,” in which the “heavy moral baggage” of complicity in the Holocaust yielded “indifference, dislike, enmity, and outright violence” against its few survivors (pp. 266–267). Although the text has been deftly translated, the citations are hard to follow, as Harvard University Press has once again mandated endnotes in shortened form without a bibliography. Given its scholarly audience, one wishes the press would allow bibliographies in its books. Despite this deficiency, *Ghost Citizens* will hopefully inspire other dedicated scholars to research the “ghosts” who left few documents, but whose inclusion in local history deeply informs the larger context of how to comprehend victims and perpetrators after genocide.

Washington, DC

Andrew Demshuk

Slavomír Michálek, Michal Štefanský: Age of Fear. The Cold War and its Influence on Czechoslovakia 1945–1968. (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, Bd. 201.) ibidem. Stuttgart 2019. 400 S. ISBN 976-3-8382-1285-2. (€ 45.–)

In this volume, the Slovak historians Slavomír Michálek and Michal Štefanský tell the history of the first few decades of the Cold War through the lens of Czechoslovakia. The book is organized into four roughly chronological chapters that concentrate on major Cold War flashpoints. The first chapter considers how the Cold War began, discussing events such as the 1945 San Francisco Conference, the Marshall Plan, and the Berlin Blockade. The second chapter considers military events in the 1950s, including the Korean War and the formation of the Warsaw Pact. The third chapter tackles moments of instability in the Soviet bloc in the 1950s and 1960s, including the Polish and Hungarian crises of 1956, the building of the Berlin Wall and the Prague Spring, while the final chapter analyzes the Vietnam War. Throughout, the authors do not simply consider these events from the vantage point of Czechoslovakia. Instead, they embed the history of Czechoslovakia’s

participation in the Cold War within a general history of the period that takes multiple national perspectives into account. For example, the first two-thirds of the chapter on the Vietnam War considers the American and Soviet sides of the conflict. The remaining third discusses Czechoslovakia's role in the war, including its diplomatic relations with North Vietnam and its economic and military assistance to the country.

The authors take a traditional approach to their subject; this is a "great man" history that concentrates on high politics and diplomacy. Although the title of the book is *Age of Fear*, fear is not an object of analysis in the text. Even within the context of elite politics, the authors seldom explicitly consider how fear motivated world leaders or how leaders used fear to mobilize their populations. The book leaves a whole host of unanswered questions: to what extent was the Cold War the product of different fears? How might we compare the ways fear worked in different countries around the world? Can we see fear shaping a Cold War masculinity that paradoxically bound world leaders together? Might we outline a common Cold War emotional economy in which fear was the driving force? The authors are not interested in these kinds of issues, preferring simply to state what happened according to their sources.

While one of the goals of the book is to place Czechoslovakia in the history of the Cold War, the book seldom portrays Czechoslovakia as an independent actor. Instead, it concentrates on how Czechoslovak leaders reacted to circumstances created by the superpowers. This is a result, at least in part, of the authors' choice to center the book around well-known Cold War flashpoints in which Czechoslovakia seldom played a starring role. For example, they discuss how Czechoslovakia clandestinely sent a military hospital to North Korea during the Korean War and how, following the Soviet recognition of socialist Cuba in 1959, Czechoslovakia used its prior business relationships there to spearhead economic relationships between Cuba and the Soviet bloc. These things are certainly worth knowing. Yet it would have also been enlightening to learn more about how Czechoslovakia may have tried to forge its own path during the Cold War, whether through arms sales, other economic relationships, cultural ties or other forms of contact with countries around the world. Including this element would have allowed the authors to conceptualize the Cold War as a truly global, rather than a bipolar, conflict.

Outside of these major events, the authors' rationale for what to include and what to exclude from the text is not always clear. This is particularly the case in the second chapter, which is titled "The Militarization of the Cold War" and examines how Czechoslovakia and other socialist countries expanded their militaries in response to Cold War tensions during the 1950s. This chapter is the only one to move beyond the realm of high politics. Yet the authors do not include topics closely related to the militarization of society, such as civil defense in schools or the use of military types of discipline within factories or efforts to mobilize the population to march in parades and the like. Instead, they discuss at some length the stories of individuals who tried to commandeer planes or trains to flee the country in search of a better life elsewhere. They also relate how the Czechoslovak government tried to limit the free flow of information to its population and cracked down on the activities of the Western media and Western cultural organizations within its borders. While censorship and travel restrictions were certainly an important part of everyday life in Cold War Czechoslovakia, the authors imply that Czechoslovakia was under a total "information blockade" (p. 192) and completely cut off from the rest of the world, ignoring the ways in which information did still travel to the country, through both legal and illegal channels. The authors' insistence on Czechoslovakia's isolation in this chapter actually clouds one of the book's most significant contributions, which is to point out how Czechoslovakia was actively involved on the global stage during the 1950s and 1960s.

It is wonderful to see the work of two Slovak historians appear in English; this does need to happen more frequently. That said, it is hard to see who might constitute the ideal audience for this book. The sections of the book that do not consider Czechoslovakia are generally smoothly written and quite accessible. They provide a good picture of what

American and Soviet (or Chinese, Korean, East German or Vietnamese) leaders were thinking and doing at different moments in the Cold War. But the authors do not add very much that is new to the history of these moments. The real value in the book for most English-language readers is the material about the Czechoslovak or Slovak experience of major Cold War events: this is something that has been lacking in the English-language literature so far. Yet these sections are paradoxically the least accessible for the non-specialist. They tend to include a great deal of extraneous detail and assume much knowledge on the part of the reader. This renders the book less useful to scholars of other countries who might hope to understand how Czechoslovakia fits into the larger picture of the Cold War.

New York

Melissa Feinberg

Uta Karrer: Ambigues Polen. Diskurse zu *sztuka ludowa* und *polnischer naiver Kunst* in der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 47.) Waxmann. Münster – New York 2020. 416 S., Ill. ISBN 978-3-8309-4136-1. (€ 39,90.)

Uta Karrer widmet sich der „polnischen naiven Kunst“, einem scheinbar „uncoolen“, überholten Thema. Dabei kommt K.s Analyse gerade zur rechten Zeit, denn noch leben viele Akteure und Zeitzeugen, die sie umfangreich befragt hat. Dank ihrer Sprachkenntnisse erschließt sie polnische Quellen mühelos und in kluger Auswahl. Man kann den Universitäten in Basel und München nur dankbar sein, dieses Dissertationsthema vergeben zu haben.

K.s Untersuchung beschränkt sich auf den Zeitraum der sozialistischen Volksrepublik Polen und endet mit deren Zusammenbruch 1990. Zunächst arbeitet sie die Begrifflichkeiten der in Polen *sztuka ludowa* (Volkskunst) und in der Bundesrepublik Deutschland „polnische naive Kunst“ genannten Phänomene heraus. Beide bezeichnen dieselben in Polen entstandenen Kunstwerke, jedoch aus unterschiedlichen Blickwinkeln, die K. als diskursive Formationen bezeichnet. Sie gibt einen Überblick über die Akteure und ordnet dann die *twórcy ludowi* (Volkskünstler:innen) in das Zeitgeschehen ein. Immer im Blick hat sie das Machtzentrum Sowjetunion, die beiden deutschen Staaten und die Kirche. Eigentümlicherweise blieb das Interesse an diesen Werken auf die BRD, die DDR und Polen begrenzt. Warum Volkskünstler:innen anderer sozialistischer Länder nicht von Interesse waren, führt die Vf. leider nicht aus.

In Teil I erfolgt zunächst eine Diskursanalyse, die sich auf postmarxistische Theorien von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe stützt. In Bezug auf die Volkskunst in Polen jener Zeit scheint deren Theorie der leeren Signifikanten – als entgegengesetzte, sich jedoch gegenseitig bedingende Elemente – schlüssig. Mit ihrer Analyse zeigt die Vf., wie linkspopulistische politische Theorien als Untersuchungsinstrument in der Volkskunde eingesetzt werden können. In Teil II betrachtet sie dann die *sztuka ludowa* in der VR Polen. Dieser Abschnitt ist für des Polnischen Unkundige besonders aufschlussreich, weil die hier dargelegten Fakten bislang weitgehend unbekannt gewesen sind. So berichtet K. von staatlicher Förderung der *sztuka ludowa*, von der Auswahl der Künstler:innen aus abgelegenen Dörfern, von der Rolle der Wettbewerbe und Auszeichnungen sowie von staatlichen Verkaufsinstitutionen und deren Beteiligung an kommerzieller Vermarktung. Die *sztuka ludowa* war Ausdrucksform nationaler Kultur und zugleich mit dem internationalen Kunstmarkt verschränkt. Die Kunstobjekte ermöglichten mehrdeutige Lesarten, die sich staatlicher Kontrolle entzogen. Von dieser Ambiguität profitierten damals alle: die staatlichen Institutionen Polens, die Kunstschaaffenden und die Sammelnden, die dadurch gesellschaftliches Ansehen genossen. K. zeigt, dass die Werke auch als Ausdruck eines Widerstands gegenüber dem sozialistischen System zu lesen sind. Zu Recht räumt sie diesen Objekten daher eine ethnologisch-kulturhistorische Sonderstellung ein.

Teil III umfasst die Deutungen der Kunstobjekte in der BRD sowie grenzübergreifende Aspekte der „polnischen naiven Kunst“. Die Vf. benennt die wichtigsten deutschen Samm-

ler:innen und arbeitet vor allem deren Deutungsmacht heraus. Die privat agierenden Sammelnden gaben nicht nur Kataloge heraus, sondern kuratierten auch Ausstellungen und stellten Sammlungen öffentlicher Museen zusammen. Wie K. feststellt, ähnelten sich insbesondere die Privatsammlungen inhaltlich und strukturell stark. Es gab wenig Austausch zwischen den Künstler:innen und Sammelnden und kaum Annäherung auf Augenhöhe. Weil die Deutungshoheit unhinterfragt bei den Sammler:innen lag, entstanden eigenwillige Interpretationen, sogar sozialistische Motive wurden zu Krippenfiguren umgedeutet.

Erhellend ist K.s Schilderung, wie die Inszenierung als „arme Volkskünstler:innen“ im Westen das Bild eines rückständigen Agrarlands festigte, ja fast einen „kolonialen“ Blick auf Polen implizierte. Sie kritisiert bundesdeutsche Autor:innen, die „polnische naive Kunst“ als ein individualisiertes, von außen unbeeinflusstes Kunstkonzept der Moderne fassten, als ahistorisch und (west-)eurozentristisch. Sie entrüstet sich, dass man in einer Zeit, als Skulpturen aus Afrika als „primitive Kunst“ geführt wurden, Kunstobjekte aus Polen als „naive Kunst“ im Sinne einer Kunst der „Anderen“ bezeichnete (S. 228). Zu Recht fordert sie, dass sich der postkoloniale Blick Deutschlands nicht nur auf außereuropäische Regionen erstrecken sollte. K. beleuchtet auch die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, denn in der BRD verstanden sich die Sammelnden „polnischer naiver Kunst“ zugleich als Wegbereiter einer politischen Annäherung bzw. Aussöhnung.

Freilich bezieht sich diese Darstellung nur auf Museen der alten Bundesrepublik. Nur dort entfaltete sich die Wirkungsmacht der Sammelnden. Museen der DDR boten privaten Sammlern keine Plattform. Unzutreffend ist K.s Behauptung, in der DDR habe es keine Ausstellungen dieser Art gegeben (S. 236). Ausstellungen wie „Mikołaj Kopernik im polnischen bildnerischen Volksschaffen“ (1976) im Berliner Museum für Volkskunde und „Das Kind in der polnischen Volkskunst“ (1977) im Museum für Sächsische Volkskunst Dresden waren z. B. Kooperationen mit dem Museum in Thorn (Toruń), denen Wettbewerbe vorausgingen. Die Werke standen dort nicht unter dem Label einer „naiven Kunst“, sondern wurden als „Volkskunst“ oder „bildnerisches Volksschaffen“ bezeichnet. Der Begriff „polnische naive“ Kunst war nur in der Bundesrepublik wirkmächtig und blieb von akademischen Debatten seltsam unberührt.

Ausführlich und mit historischem Hintergrund stellt K. häufig dargestellte Motive vor. Dabei zeigt sie, dass das vermeintliche Paradoxon zwischen sozialistischer Gesellschaft und katholischen Motiven auch mit nationalem Selbstbewusstsein zu tun hat. Beispielhaft arbeitet dies die Vf. am Motiv des *Chrystus Frasobliwy* (betrübler Christus bzw. Christus in der Rast) heraus, der in Polen auch das Leid des polnischen Volkes verkörpert. Aufschlussreich sind ihre Ausführungen über die Darstellung von Juden. Sie erklärt diese nicht nur als traurige Erinnerung an eine ehemalige Bevölkerungsgruppe, sondern arbeitet auch deren Funktion als konstitutive „Andere“ heraus. Außerdem analysiert sie die Darstellungen der *Zamyślony*-Skulpturen (Skulpturen der in Gedanken Verlorenen) des Künstlers Szczepan Mucha in deutschsprachigen Publikationen. Eine Erklärung, warum bundesdeutsche Sammelnde die Werke Muchas und andere Werke so wenig kontextualisierten und hintergründige Aussagen nicht erkannten, lässt sie etwas außer Acht: Die Sammler:innen lebten in einer anderen, nicht sozialistischen Realität, wo feine Doppeldeutigkeiten und kritische Anspielungen niemals so versteckt werden mussten wie im sozialistischen Polen. Abschließend betont sie noch einmal die besondere politische Situation zwischen 1945 und 1989. Mit der 1990 im Zwei-plus-Vier-Vertrag anerkannten Nachkriegsrealität erlosch auch das Interesse am Sammeln „polnischer naiver Kunst“.

Insgesamt liegt ein sehr dichtes, gut lesbares Werk mit wenigen Redundanzen vor. Erstmals wurden in beiden Ländern systematisch Quellen und Akteure „polnischer naiver Kunst“ erschlossen und etwa 30 Protagonist:innen interviewt. Das Literaturverzeichnis beeindruckt mit einem Umfang von 55 Seiten. Positiv fällt der penible Umgang mit den Abbildungen auf. Es werden nicht nur Quellen und Fotograf:innen genannt, sondern auch die polnischen Originalbeschriftungen. Manche Quellenangaben sind nicht ganz korrekt, so befinden sich vom Nachlass Orth im Wesentlichen nur die Künstler-Biografien im Muse-

um Europäischer Kulturen. Wünschenswert wäre es, wenn K.s Gesprächsaufzeichnungen als Quelle in einem öffentlichen Archiv verwahrt werden könnten, zumal einige der Interviewten bereits verstorben sind.

Mit diesem Werk hat die Vf. deutschen Sammler:innen und Kurator:innen die Augen für den historischen Hintergrund dieser Kunstwerke und für die Perspektiven des Herkunftslands geöffnet. Ihre Untersuchung belegt, wie stark Werkinterpretationen vom Wissen der Rezipient:innen abhängen und wie notwendig eine reflektierte Auseinandersetzung ist. Daher fordert sie einen multiperspektivischen Blick auf Sammlungen und Objekte, neue Deutungen sowie eine Einordnung der *sztuka ludowa* in größere gesellschaftspolitische Zusammenhänge. Bei zukünftigen Ausstellungen wird man dankbar auf ihre Analyse zurückgreifen.

Berlin

Tina Peschel

Roman Graczyk: Demiurg. Biografia Adama Michnika. [Demiurg. Biographie Adam Michniks.] Zona Zero. Warszawa 2021. 679 S. ISBN 978-83-66814-00-4. (PLN 39,90.)

In dem opulenten Werk geht es um das Leben und Wirken von Adam Michnik. Dieser wichtige Oppositionelle in der Zeit der kommunistischen Herrschaft in Polen übernahm im Mai 1989 als Vertreter des „Solidarność“-Lagers die Leitung der Tageszeitung *Gazeta Wyborcza* (GW) und bleibt auf diesem Posten bis heute. Innerhalb weniger Jahre wurde das Blatt zum wichtigsten gedruckten Medium im Land: Ende der 1990er Jahre erschien in ihm über 30 Prozent der gesamten Presse-Werbung, der tägliche Verkauf der Zeitung betrug über 400 000 Exemplare, und sie wurde durchschnittlich von 2,3 Millionen Menschen gelesen (S. 536).

Der Autor, Roman Graczyk, hat bereits mehrere Biografien über zeitgenössische polnische Politiker verfasst und war selbst Redakteur bei der GW, von der er sich wegen Differenzen 2005 getrennt hatte. Heute ist er freier Publizist und Mitarbeiter der Krakauer Filiale des Instituts für Nationales Gedenken (IPN). Als Quellenbasis dienen ihm zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen, darunter mit den ehemaligen Mitarbeitern der GW (die gegenwärtigen, auch Michnik selbst, verweigerten dem Autor die Zusammenarbeit). Insbesondere in Bezug auf die 1970er und 1980er Jahre wertete er viele Dokumente des Geheimdienstes aus, die heute beim IPN aufbewahrt werden. Sie halfen vor allem, die Chronologie der Ereignisse zu präzisieren, führten aber zu keinen nennenswerten Entdeckungen bzw. Neuinterpretationen. Einige wenige, aber relevante Quellen entdeckte der Autor im Archiv des Institut Littéraire in Maisons-Laffitte bei Paris.

Die Darstellung beginnt mit dem jüdischen Elternhaus Adam Michniks: Geschildert werden das Engagement des Vaters Ożjasz Szechter in der Kommunistischen Partei der Westukraine und der Lebensweg der Mutter Helena Michnik, darunter ihre Promotion an der Jagiellonen-Universität in Krakau im Jahr 1926. Der Autor geht auch auf den inzwischen verstorbenen Halbbruder von Adam, Stefan Michnik, ein, der als Militärrichter während des Stalinismus Todesurteile verhängte, 1969 nach Schweden emigrierte und später mit der Exilzeitschrift *Kultura* kooperierte. Für seine Tätigkeit während des Stalinismus wurde er seit 2010 von der polnischen Justiz mit europäischem Haftbefehl gesucht. Da die beiden Elternteile sich gegen Ende des Lebens vom dem volkspolnischen Regime distanzten, bezeichnet der Autor ihre Wege als „dreifache Entwurzelung“ – zuerst aus dem Judentum, dann aus dem Polentum und schließlich aus dem Kommunismus (S. 23).

Die weitere Schilderung geht auf die Aktivitäten Michniks aus seiner Jugendzeit ein: bei kommunistisch orientierten Pfadfindern, die nach 1956 besonders in Warschau tätig waren, später im Klub Poszukiwaczy Sprzeczności (etwa: Klub der nach Widerspruch Suchenden) und dem Kreis der sogenannten *Komandosi* (Fallschirmjäger) – junger, rebellierender Studenten der Warschauer Universität, wo Michnik seit Oktober 1964 Geschichte

studierte. All dies wurde bereits gründlich erforscht,¹ wird hier aber frisch und lesefreundlich erzählt. Der genannte Klub und die *Komandosi* sammelten junge Menschen, deren Eltern oft jüdischer Herkunft waren und der stalinistischen Machtelite angehörten. Die Volksrepublik Polen war damit für sie „ein Staat, in dem die Kollegen der Eltern, und manchmal die Eltern selbst regierten“ (S. 70). Wie der Autor mit Recht hervorhebt, machte die privilegierte Lage ihrer Familien sie mutiger, im Gegensatz zu den Kindern von verfolgten, traumatisierten und absichtlich pauperisierten Vertretern der Vorkriegseliten (ebenda; ähnlich S. 197). Sie hielten sich zu diesem Zeitpunkt für die wahren Marxisten, im Gegensatz zu Władysław Gomułka und dessen nächsten Mitarbeitern.

Wegen Beteiligung an Vorbereitungen von studentischen Protesten wurde Michnik im März 1968 verhaftet und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt. Die antijüdische Kampagne und die Untersuchung waren für ihn und andere verhaftete Studierende eine traumatische Erfahrung. Im Gegensatz zu vielen Verfolgten mit jüdischen Wurzeln entschied er sich aber nach der Freilassung im September 1969 nicht für die Emigration, sondern blieb im Land.

Anfang der 1970er Jahre kam es zu Begegnungen zwischen ehemaligen *Komandosi* und Katholiken, insbesondere aus dem Umfeld der Zeitschrift *Więź*, was nicht nur in Freundschaften mündete, sondern diesen „Schiffbrüchigen des Marxismus“ (S. 122) auch die Augen für die vielfältige Bedeutung der katholischen Kirche für und in Polen eröffnete. Zwischen August 1976 und Mai 1977 bereiste Michnik Westeuropa, er war u. a. in Frankreich und Westdeutschland. In dieser Zeit griff er bei öffentlichen Auftritten unaufhörlich das volkspolnische Regime an. Erstaunlicherweise wurde er dafür nach seiner Rückkehr gar nicht belangt. Die darauffolgende Zeit bildete für ihn – er war damals knapp über 30 Jahre alt – wahrscheinlich den Höhepunkt seiner Popularität in den Kreisen der kontestierenden Intelligenz. „Vital, ehrgeizig, mit entsprechender Dosis Eitelkeit“ (S. 268) war er dort gerade auch bei den Frauen beliebt, worauf G. ebenfalls eingeht.

Die Zeit der legalen Tätigkeit der *Solidarność* ab September 1980 bedeutete für Michnik intensive öffentliche Präsenz – er bereiste das Land mit zahlreichen Vorträgen, in denen meistens historische Themen als Kulisse für die Dilemmata der Gegenwart dienten. Nach der Verhängung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 wurde er verhaftet und verbrachte (mit einer Unterbrechung) insgesamt vier Jahre und zwei Monate im Gefängnis. Zwischen Mitte und Ende 1983 verfolgten die volkspolnischen Machthaber den Plan, die im Gefängnis eingesperrten elf wichtigsten Vertreter der Opposition, darunter die *Solidarność*-Aktivisten, zur Ausreise aus Polen zu bewegen. Damit sollten sie politisch neutralisiert werden. Es war Michnik, der zur Ablehnung dieses Vorschlags durch die Gruppe der Verhafteten nachdrücklich, vielleicht sogar entscheidend, beitrug. Dies war, so der Autor, der „Moment des größten Ruhms“ in seinem Leben (S. 309).

Nach der Freilassung im August 1986 kehrte Michnik in die aktive Politik zurück, umso mehr, als sich mit den ersten Anzeichen einer Liberalisierung gewisse Freiräume eröffneten. Er ging zweigleisig vor: Erstens platzierte er sich in unmittelbarer Nähe der wichtigsten Vertreter der Opposition, bei denen er sich regelrecht anbot (S. 325 f.), und zweitens formulierte er die strategischen Ziele seines Handelns um. Es ist ein Verdienst des Autors, dass er zwei Essays Michniks aus dieser Zeit in Erinnerung ruft, die diesen Richtungswechsel dokumentieren.² In ihnen werden in aller Deutlichkeit nicht der

¹ Hinzuweisen sei stellvertretend auf: ANDRZEJ FRISZKE: *Anatomia buntu. Kuroń, Modzelewski i komandosi* [Anatomie eines Aufruhrs. Kuroń, Modzelewski und die *komandosi*], Kraków 2010, und: AGNES ARNDT: *Rote Bürger. Eine Milieu- und Beziehungsgeschichte linker Dissidenz in Polen*, Göttingen 2013.

² Es sind: *Kłopot* [Sorge], in: STEFAN AMSTERDAMSKI (Hrsg.): *Obecność. Leszkowi Kołakowskiemu w 60 rocznicę urodzin*, London 1987, S. 197–219, und: *Kłopot i błazen* [Sorge und Narretei], in: *Aneks* (1988), 51–52, S. 3–22. Beide wurden nachgedruckt

Kommunismus, sondern der Nationalismus und der konservative Katholizismus als die wichtigsten, akuten Gefahren geschildert, vor denen das Land stehe und gegen welche die Vertreter der Intelligenz kämpfen müssen. Sonst drohe dem Land die „Klerikalisierung der öffentlichen Ordnung“ und die „Iranisierung“ (S. 581). Heute gelesen, verursachen diese Texte wegen der darin überzeichneten Gefahren eher Kopfschütteln.

Im Vorfeld und während des „Runden Tisches“ richtete Michnik seine Aufmerksamkeit auf die reformatorischen Kreise innerhalb der herrschenden Kommunisten und baute dort persönliche Kontakte auf. Im Mai 1989 übernahm er, wie bereits erwähnt, die Leitung der GW; zusammen mit ihm gelangten viele seiner Weggefährten aus den 1960er und 1970er Jahren in die Redaktion und bildeten in den darauffolgenden Jahren deren Kern. Kurz nach den für das Lager der Solidarność sehr gut ausgegangenen Parlamentswahlen trug Michnik mit seinem bahnbrechenden Beitrag in der GW unter dem Titel „Euer Präsident, unser Premier“³ dazu bei, dass Tadeusz Mazowiecki, ein Kandidat der Solidarność, tatsächlich Ministerpräsident wurde.

In dem nun freien Land setzten sich Michnik und die von ihm geleitete GW für ein Bündnis mit den reformwilligen Postkommunisten ein. Diese sollten damit „zivilisiert“ werden (S. 519), die Oppositionellen hingegen „die dominante Seite“ sein (S. 493). In der öffentlichen Wahrnehmung blieben er und die Zeitung entschiedene Gegner der Lustration, d. h. der Überprüfung der Personen des öffentlichen Lebens auf eine frühere Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Sicherheitsdienst. Diese „Anti-Lustration-Haltung“, so G., wurde für Michnik „eine Obsession, und beim Schreiben über sie hat er mehrmals den Realitätssinn verloren“ (S. 563), eine Einschätzung, die auch der Rezensent teilt. Parallel dazu ergriff er in der Öffentlichkeit Partei für die Akteure des Kriegsrechts von 1981 – die Generale Wojciech Jaruzelski und Czesław Kiszczak. Diese Haltung gipfelte darin, dass er 2001 den Letztgenannten in der GW einen „Ehrenmann“ nannte und das Ende der gerichtlichen Verfolgung der für das Kriegsrecht Verantwortlichen forderte (S. 554). All dies führte, bedenkt man die Wirkung der Zeitung, nach Ansicht des Autors zur Aufweichung der moralischen Fundamente des nun unabhängig gewordenen Landes (S. 654).

Die hohe gesellschaftliche und politische Stellung Michniks und der GW wurde 2002 durch die sogenannte Rywin-Affäre erschüttert.⁴ Ihre parlamentarische und juristische Aufarbeitung zeigte eine tiefe Verwobenheit des Kreises der GW mit den herrschenden Postkommunisten. Nach Ansicht des Autors hatten dies und die schleppende Reaktion der Zeitung selbst auf die Affäre zur Folge, dass sie in den Reihen der ehemals oppositionellen Intelligenz viel an Glaubwürdigkeit verlor.

Es gehört zu den Schwächen des Buches, dass die Schlussfolgerungen des Autors und die – oft anregenden – Aussagen der Zeitzeugen über den Text verstreut sind und nicht deutlich genug hervorgehoben werden. Versucht man sie in Bezug auf das Porträt des Protagonisten zu bündeln, ergibt sich folgendes Bild: Michnik betrachtete offensichtlich die Herrschaft des Kommunismus in Polen als eine Zeit, in der national-katholische Ideen eingefroren wurden und der Antisemitismus sich nur partiell artikulieren konnte; mit dessen Ende würden sie sich voll entfalten. Dies betrachtete er als Gefahr, auch in persönlicher Hinsicht. Treffend formuliert ein Zeitzeuge in Bezug auf den Kreis um Michnik: „sie [...] hatten einfach Angst vor der Freiheit für die Polen“ (S. 600). Nach 1989 sollte die

in: ADAM MICHNIK: *Diabeł naszego czasu*. Publicystyka z lat 1985–1994, Warszawa 1995.

³ ADAM MICHNIK: *Wasz prezydent, nasz premier*, in: *Gazeta Wyborcza* vom 03.07.1989, S. 1.

⁴ Der Filmproduzent Lew Rywin machte Michnik im Juli 2002 ein Angebot: Gegen Zahlung von 17,5 Mio. Dollar würde ein damals ausgearbeiteter Gesetzentwurf, der die Einflussnahme von Printmedien im Rundfunksektor beschränken sollte, so geändert werden, dass der Verlag der GW u. a. den privaten Fernsehsender Polsat übernehmen könne. Rywin gab vor, im Auftrag der regierenden Postkommunisten zu handeln.

GW ihm dazu dienen, nicht nur diese Haltung bei den Polen zu ändern, sondern auch der Herrscher über „die Seelen der Menschen“ zu sein.⁵ Dabei entwarf Michnik in seiner Publizistik oft, so G., „das Bild eines Landes [...], das aber mehr in seiner Imagination als in Wirklichkeit existierte“ (S. 467). Die Mitmenschen und Mitarbeiter konnte er mit persönlichem Charme gewinnen, er behandelte sie aber utilitaristisch; jene, die ihm nicht folgen wollten, und zwar vollständig, stieß er rücksichtslos weg.

Zu den Schwächen des Werkes können noch das Fehlen einer Zusammenfassung sowie eines Quellen- und Literaturverzeichnisses gezählt werden (wodurch der Autor seine Leistung nicht zur Geltung bringt). Zudem ist der Text mit viel zu langen Zitaten überladen, die man in den Anhang hätte verschieben können. Auch wenn nicht jede Frage zu Adam Michnik beantwortet wird – es handelt sich hier um eine lesenswerte Arbeit, deren Lektüre zum Nachdenken anregt.

Berlin

Bernard Wiaderny

⁵ So formulieren dies an vielen Stellen sowohl der Autor als auch die interviewten Zeitzeugen.

Mati Graf: Rahvuskommunistid. Enn-Arno Sillari ja teised. [Nationalkommunisten. Enn-Arno Sillari und andere.] Argo. Tallinn 2020. 300 S., Ill. ISBN 978-9949-688-37-1.

In seinem neuesten Werk vermittelt der estnische Historiker Mati Graf den Lebenslauf des estnischen Kommunisten Enn-Arno Sillari. Am Fallbeispiel der Biografie dieses sog. Nationalkommunisten diskutiert G. eine bestimmte Form der Zusammenarbeit bzw. – aus der negativen Sicht der heutigen estnischen Gesellschaft – Kollaboration der Republiksinstitutionen mit der Allunionsebene, die das Ziel hatte, lokale nationale Interessen zu verwirklichen. Die persönlichen Erinnerungen des Zeitzeugen Sillari, die G. in seine Schilderungen einfügt, liefern vor allem interessante Einblicke in das Agieren estnischer Parteifunktionäre auf mehreren Ebenen des Sowjetstaates. Zeitlich geht es dabei vornehmlich um die spannungsreichen Ereignisse während der Perestroika.

Sillari ist nicht unbedingt ein Politiker, an den sich selbst Esten prompt erinnern würden. Tatsächlich hat er einen beeindruckenden parteipolitischen Werdegang absolviert, diverse hohe Positionen innerhalb der Estnischen Kommunistischen Partei (EKP) innegehabt und 1990/91 sogar dem ZK des Politbüros der KPdSU angehört, was nur wenige Funktionäre aus den baltischen Sowjetrepubliken erreicht haben. Infolgedessen kannte er sich hervorragend im politischen Gefüge der Sowjetunion aus und war weit über die Grenzen der Estnischen SSR hinaus bestens vernetzt.

Am Beispiel Sillaris ermöglicht das Werk persönliche Einblicke in die Lebenswelt eines Repräsentanten des sowjetischen Staates – u. a. in den Alltag, in das Selbstverständnis und in die Motivation sowohl der estnischen, aber auch der Moskauer Beamten und Politiker. Weitere interessante Details ergeben sich aus der Vielzahl an regionalen Vergleichen, vor allem zwischen der Estnischen SSR und der RSFSR in Sachen Wissensstand, Arbeitskultur oder Lebensstandard, die sich aus den in den Text eingefügten Erinnerungen Sillaris ergeben. Dazu trägt auch bei, dass G. weitere Zeitzeugenaussagen heranzieht, so z. B. des Diplomaten und letzten Vorsitzenden der EKP, Vaino Väljas, des Soziologen und Sekretärs des ZK der EKP, Mikk Titma, des Landwirtschaftsministers der ESSR, Arder Väli, sowie des letzten Vorsitzenden des Estnischen KGB, Rein Sillar. Auch schöpft G. reichlich aus estnischen- und russischsprachigen Memoiren, z. B. der Autobiografie Vladimir Pools, eines hochrangigen estnischen Mitarbeiters des KGB,¹ oder der Schilderung von

¹ VLADIMIR POOL: Minu elu ja teenistus KGBs [Mein Leben und Dienst im KGB], Tallinn 2019.

Gennadij Janaev.² Zudem greift er auf eigene Forschungen³ sowie auf diverse Archiv- und Pressematerialien zurück (allerdings sucht man einen Fußnotenapparat oder auch nur eine Bibliografie vergebens).

G. zeigt, wie die Entfaltung der Perestroika in all ihren Facetten seitens der estnischen Behörden wahrgenommen und wie darauf lokal und regionsübergreifend reagiert wurde. Aufgrund seiner hohen Stellung im staatlichen System war Sillari etwa an der Legalisierung der demokratisch orientierten Volksfront-Bewegung (Rahvarinne) 1988/89 oder an der Verurteilung des Putschversuchs in Moskau 1991 beteiligt. Darüber hinaus zeigt sich die allmähliche Spaltung der EKP in einen progressiveren und einen konservativeren Teil. Dabei wird auch das Verhältnis zwischen estnisch- und russischsprachigen Bevölkerungsteilen mit all seinen Spannungen nicht außer Acht gelassen.

Ein weiterer Wert des Buches besteht in den diversen Ausblicken über die Zäsur 1991 hinaus, z. B. zum Abbau der sowjetestnischen Staatssicherheit. Auch der Exkurs, in dem es um die Verwandlung der EKP in die eher unpopuläre Estnische Demokratische Arbeiterpartei (EDAP) geht, betritt historiografisches Neuland. Nach 1991 konnte diese Partei in Estland nie Fuß fassen, da sie zu sehr mit der sowjetischen Vergangenheit assoziiert wurde.

Das Buch schildert in sieben Hauptkapiteln chronologisch und relativ detailliert den Verlauf der Ereignisse, in die Sillari verwickelt war. Hierzu zählt etwa der Machtwechsel in der EKP im Sommer 1988, als der reformkritische Karl Vaino durch den deutlich offeneren und dynamischeren Vaino Väljas als Erster Sekretär ersetzt wurde. Zudem wurde Sillari hineingerissen in die sukzessive Fragmentierung der Partei aufgrund der Auseinandersetzungen mit der Volksfront. Als Mitglied des ZKs des Politbüros der KPdSU 1990/91 erlebte Sillari hautnah mit, wie sich in der höchsten sowjetischen Machtetage bis zum Moskauer Putschversuch die Stimmungslage veränderte.

So spannend dieses Werk inhaltlich auch ist, bleiben doch viele methodologische Fragen. In seinem Vorwort gibt G. den Ton für den Rest des Textes vor, geht es doch punktuell geradezu um eine Rechtfertigung der Akteure. Gewiss kritisiert G. hier zu Recht, dass sich die Historiker bei der Aufarbeitung der sowjetischen Geschichte zu sehr auf die stalinistische Periode beschränkt und zu wenig Aufmerksamkeit der Frage geschenkt hätten, wie sich in der spätsozialistischen Periode innerhalb der KPdSU nationale Interessen, in diesem Fall estnische, herauskristallisierten. Allerdings vermisst der akademische Leser eine theoretisch-methodische Diskussion des auch im Titel verwendeten Begriffs „Nationalkommunist“, zumal dieser in der Einleitung auch mit dem Stichwort „Kollaboration“ assoziiert wird (S. 9): In vielen Fällen, so der Vf., müssten kleine Völker, um zu überleben, mit den Okkupationsmächten kollaborieren; dies bedeute nicht zwingend etwas Negatives. Man müsse unterscheiden zwischen den Kollaborateuren, die bewusst die eigene Nation verrieten (S. 10), und jenen, die im nationalen Interesse zu handeln glaubten. Allerdings bleibt offen, wie man zwischen diesen zwei Gruppen von Kollaborateuren genau differenzieren soll oder welcher Handlungsspielraum für nationale Interessen im Rahmen der UdSSR denn tatsächlich bestand.

In Estland ist das Verhältnis zur sowjetischen Vergangenheit nach wie vor umstritten, was durch die aktuelle geopolitische Situation noch verstärkt wird. G. verteidigt die Nationalkommunisten als eine Art von besänftigenden Mittelmännern zwischen den progressiven und konservativen Kräften während der Perestroika. Er lässt keinen Zweifel daran,

² GENNADIJ JANAJEV: GKČP protiv Gorbačeva. Poslednij boj za SSSR [Das Staatskomitee für den Ausnahmezustand gegen Gorbačev. Die letzte Schlacht für die UdSSR], Moskva 2010.

³ Beispielsweise: MATI GRAF: Impeeriumi lõpp ja Eesti taasiseseisvumine 1988–1992 [Das Ende des Imperiums und die erneute Selbständigkeit Estlands 1988–1992], Tallinn 2012.

dass regionalpolitische Interessen nur in Zusammenarbeit mit dem System hätten verwirklicht werden können.

Dass ein theoretisch-methodischer Exkurs fehlt, liegt sicher daran, dass sich das Buch an eine breite Leserschaft richtet. Als akademische Leserin vermisst man eine explizit methodische Reflexion oder zumindest einen Erfahrungsbericht über die Beschäftigung mit einer derart nuancenreichen Thematik. Als einer der tückischsten Aspekte könnte sich bei einem solchen Vorhaben für den wissenschaftlichen Autor seine Doppelfunktion als Historiker und Zeitzeuge erweisen. Dieser Aspekt wird nicht verschleiert, G. bezeichnet sich selbst als Sillaris „Begleiter“ („teekaaslane“, S. 13). Dies suggeriert, dass er hier als Wissenschaftler eine eher passive Rolle einnimmt und die Erzählung des Zeitzeugen nicht kritisch hinterfragt. Der Historiker (geb. 1939) und der Porträtierte (geb. 1944) sind fast Altersgenossen. Der gewählte Begriff „Begleiter“ wirft auf jeden Fall die Frage auf, inwieweit G. Distanz wahren konnte.

Als methodisches Vorbild hätte G. die Einleitung von Andreas Kappeler *Russland und die Ukraine*⁴ dienen können, wo die Biografien eines russisch-ukrainischen Ehepaares genutzt werden, um die verflochtene Geschichte und die Identität der beiden Länder zu erzählen. In seiner Einleitung diskutiert Kappeler die methodischen Herausforderungen und die für eine *histoire croisée* notwendige Selbstreflexion. Eine ähnliche, induktive Herangehensweise hätte sich eventuell auch für G. angeboten. Es handelt sich ja auch bei seiner Studie um eine Art verschränkte oder Beziehungsgeschichte, die den Spielraum sowie die Handlungsraison der einzelnen Akteure erforscht.

Trotzdem stellen die persönlichen Zeugnisse sicherlich den Mehrwert des Buches dar. Nur sie erhellen neue Perspektiven für die Geschichtsschreibung, was besonders für die UdSSR gilt, in der inoffizielles Handeln Bestandteil der Systemdynamik war. Aus persönlichen Aussagen können sich dann Aufschlüsse über das „Kreative“ ergeben, das außerhalb der offiziellen Bürokratie angesiedelt war und den Stellenwert von Netzwerken sowie persönlichen Sympathien und Antipathien verdeutlicht.

Sillari steht bei G. für einen relativ kleinen Mikrokosmos sowjetischer Beamter, der von der Bedeutung seiner strategischen Kontakte und transregionalen Netzwerke getragen wurde. So kannte Sillari z. B. Egor Ligačev seit seiner Zeit im Moskauer ZK-Apparat zu Beginn der 1980er Jahre. Als später zweitwichtigste Person innerhalb des Politbüros der KPdSU unterstützte Ligačev den Machtwechsel von Vaino zu Völjas. Letzterer wiederum war seit gemeinsamen Komsomolzeiten mit Michail Gorbatschow befreundet – ein Kontaktnetz, in das Sillari offenbar bis heute einbezogen ist. Ein anderes Beispiel dieses *networking* wäre Sillaris geheimer Informationsaustausch mit dem späteren litauischen Präsidenten Algirdas Brazauskas im Dezember 1990, als die Litauische KP den offiziellen Kontakt mit Moskau abgebrochen hatte. Somit bietet die Studie durchaus spannende Insider-Einsichten in den sowjetischen Verwaltungsapparat aus der Sicht der Peripherie. Sie zeigt aber auch, wo die weitere Forschung methodisch und thematisch ansetzen könnte.

Tallinn

Airi Uuna

⁴ ANDREAS KAPPELER: *Russland und die Ukraine. Verflochtene Biographien und Geschichten*, Wien 2012.

The „Spectral Turn“. Jewish Ghosts in the Polish Post-Holocaust Imaginaire. Hrsg. von Zuzanna Dziuban. (Erinnerungskulturen / Memory Cultures, Bd. 6.) transcript. Bielefeld 2019. 265 S. ISBN 978-3-8376-3629-1. (€ 34,99.) – Zuzanna Dziuban widmet sich gemeinsam mit sieben weiteren Autorinnen und Autoren dem Geisterhaften innerhalb des polnischen Post-Holocaust-Bildgedächtnisses. Aus äußerst unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven wird die Verbreitung von Geistern innerhalb der Literatur, des Films, des Theaters und der Öffentlichkeit Polens in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und dem jüdischen Leben in Polen mit Schwerpunkt auf der Zeit nach 1989 untersucht. Ob Geister nun real existieren, wie Konrad Matyjaszek zu Beginn seines Aufsatzes konstatiert, sei dem/der Leser:in überlassen. Angesichts der Faszination der europäischen Romantik für das Lugubre und Geisterhafte, das sich auch in der polnischen Romantik in Werken wie Adam Mickiewiczs *Dziady* zeigt, überzeugt diese interdisziplinäre Untersuchung des Geisterhaften. Alina Molisak legt ihren Fokus auf die Untersuchung polnischer Literatur und betont hierbei das Nebeneinanderstehen zweier Welten, derjenigen der polnischen Mehrheitsgesellschaft und jener der jüdischen Minderheit. Aleksandra Ubertowska setzt sich mit den Grenzen zwischen Leben und Tod auseinander sowie mit der Frage, inwiefern die Geister der Vergangenheit die Gegenwart beeinflussen. Roma Sendyka befasst sich mit der Aura unheimlicher Orte und der Frage, welche Spuren die unmenschlichen Verbrechen der Vergangenheit bis in die Gegenwart hinterlassen haben. Magdalena Waligórska untersucht Filme und literarische Werke aus Polen hinsichtlich eines Wandels in der Behandlung des Unheimlichen und den Chancen, hierbei Traumata artikulieren oder unterdrücken, beschreiben und verarbeiten zu können. Dziuban widmet sich eindringlich der Rolle des „Dybbuks“, eines bösen Geistes, als Erbe der jüdischen Kultur in Polen und dessen zeitgenössischer literarischer Weiterentwicklung. Hierbei setzt sie sich in eindringlicher Weise mit der polnischen Sicht auf jüdische Topoi auseinander. Matyjaszek beschäftigt sich mit der Inbesitznahme jüdischen Eigentums in Polen und untersucht kritisch das Konstrukt des traumatisierten polnischen Zeugen, das er in Verbindung zur polnischen Martyrologie seit dem späten 18. Jh setzt. Elzbieta Janicka und Tomasz Zukowski setzen sich in ihrem Beitrag am intensivsten mit den Möglichkeiten der Inklusion jüdischen Erbes in die polnische Kultur auseinander und befassen sich mit den möglichen Fallstricken, die sich hierbei ergeben können: Zu denken sei hier z. B. an die Vorstellung einer wechselseitigen Schuldzuweisung, die eine jüdische Schuld an polnischen Traumata, wie dem Katyn-Massaker, postuliert, und insgesamt an die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit, das von den beiden problematisiert und z. B. anhand der Verfälschung jüdischer Erinnerungen aufgezeigt wird. Der Mehrwert des Sammelbands liegt darin, dass er die Ambivalenz aufzeigt, mit der das polnisch-jüdische Verhältnis noch immer betrachtet wird, oft wird von „Poles“ und „the Others“ geschrieben, wenn es um ethnische Polen und Polinnen der Mehrheitsgesellschaft und ihre jüdischen Mitbürger:innen geht. In fast jedem Aufsatz wird die Jedwabne-Debatte angerissen. Wie das „Trauma der Zuschauenden“ den Traumata des Holocausts an die Seite gestellt werden kann, ist eine offene und ungeklärte Frage, die in Bezug auf Polen viele Facetten des Umgangs mit der eigenen Erinnerung, noch vorhandenen antisemitischen Vorstellungen und der Frage der Inklusion von Jüdinnen und Juden in die Mehrheitsgesellschaft aufwirft und die Transformationsprozesse seit 1989 beleuchtet.

Emden

Cordula Kentler

